

Meine ersten Lebensjahre

– ein ostpreußisches Flüchtlingskind

erinnert sich



von Toni Höpker, geborene Schmetzer

Das Ostpreußenlied

Land der dunklen Wälder
und kristallinen Seen;
über weite Felder
lichte Wunder gehn.

Starke Bauern schreiten
hinter Pferd und Pflug;
über Ackerbreiten
streicht der Vogelzug.

Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit;
Elche steh'n und Lauschen
in die Ewigkeit.

Tag hat angefangen
über Haff und Moor;
Licht ist aufgegangen,
steigt im Ost empor.

Heimat wohlgeborgen
zwischen Strand und Strom,
blühe heut' und morgen
unterm Friedensdom.

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
1	Der erste Schmetzer und seine ersten Nachkommen in Ostpreußen 5
2	Übersicht über die Familie meines Großvaters August Schmetzer 11
3	Wo ich geboren bin ... 12
4	Es ist Krieg! 19
5	Mein Bruder Siegfried 19
	Auszug: Das Leben auf dem Lande 22
6	In der Schule 25
7	Herrliche ostpreußische Winter 28
8	Und – herrliche Sommer! 33
9	Siegfried' s Tod 36
10	Mein Vater 39
11	Unsere vielen Tiere – 43
12	Die Großeltern Schmetzer und die Großfamilie väterlicherseits 45
13	Die Großeltern – mütterlicherseits – Stepputat 53
14	Besuch – Vetter Willy Schmetzer und den Tanten 57
15	Unsere Freunde Lamprecht und andere Nachbarn 60
16	Es riecht nach Aufbruch 62
17	Flucht Teil 1: 64 Von Ohldorf bis nach Schwirgstein bei Hohenstein in Masuren
18	Flucht Teil 2: am 20.(?) Januar 1945 72 Von Schwirgstein über Stendal nach Borsdorf bei Leipzig
19	Flucht Teil 3: 77 Schwarz über die Grenze in den Westen Über Warburg bis nach Germete
20	Meine Schwester Christel 79
21	Ein Brief von Arno Porsch, früher Karmohnen, jetzt in Stade 88
22	Meine Berufsausbildung beginnt 89

1 Der erste Schmetzer und seine Nachkommen in Ostpreußen

Ein erster bekannter Schmetzer mit dem Vornamen Michael, ist 18.07.1697 als Sohn des Dorfrichters Balthasar Schmetzer und seiner Gattin Ursula in Grub, Amt Sulz, im Wienerwald, geboren worden. Vor ihm geboren sind Thomas (1683), Katherina (1687), Magdalena (1689), Joseph (1691), Christian (1692), Anna Maria (1695) und nach ihm noch Regina (1700) sowie Theresia (1704). Nach 1720 wird er aus Grub, Amt Sulz, im Wienerwald, aufgebrochen sein. Ist er ebenfalls seines evangelischen Glaubens willen auf die Reise gegangen, wie viele andere? Jedenfalls tauchte er 1723 in Ansbach in Franken auf. Das dortige Fürstenhaus war mit den Preußen verwandt und war eine Anlaufstelle für Flüchtlinge, die Zuwanderer nach Preußen weiterleitete. Von dort aus ist er also nach Ostpreußen gewandert und 1724 vom Preußenkönig in Stehlichken, Amt Kattenau, angesiedelt worden. Er müsste der Vorfahre sein, von dem alle Schmetzers abstammen!

Diese Wanderungsbewegung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von Artur Ehmer erforscht, dessen Ergebnisse Fritz Ströfer¹ zusammen stellte. Diese Sammlung ist aber bei weitem noch nicht vollständig. Bisher fußt sie auf dem Archiv der Familie von Seckendorff – Gutend zu Oberzenn bei Ansbach. Kolonistenwerber war hier nämlich der preußische Kriegsrat Ernst Ludwig Freiherr von Seckendorff. Aus dem Jahre 1723 existiert eine Huldigungsliste, in der alle Untertanen aufgelistet sind, die in diesem Jahr dem Fürsten zu Ansbach ihre Reverenz erwiesen haben. Sie ist eine gute Quelle, um die Herkunft und den Ansiedlungsort zu ermitteln:

Michael Schmetzer, 1723 in Grub Amt Sulz, Huldigungsliste des Fürstentums Ansbach 1723, Band 602, Blatt 58-67; Seite 138. // Und Schmetzer, Michel, 1724 angesiedelt in Stehlichken Amt Kattenau; 1728 dort 2 Hufen Land (jede Hufe zu 30 Morgen, 1733 verheiratet, 2, (ü = Kinder über 12 Jahre alt).

Der Anhang des Heftes 6, enthält von Seite 77 – 87, Auszüge aus den Veröffentlichungen des Pfarrers Hermann Clauß, Gunzenhausen. Dieser berichtet über österreichische und salzburgische Emigranten, die im 17. Jahrhundert, in der Hauptsache Glaubensflüchtlinge, als Einwandernde ins **Frankenland** die großen Lücken im Volksbestande dort, die der 30jährige Krieg hinterlassen hatte, ausfüllten. Es ist sicher, dass einige Nachkommen dieser Emigranten sich 1723 und später in die Sekendorff'schen Auswanderungslisten eingetragen haben und als „preußische Kolonisten“ die durch die große Pest der Jahre 1709 / 11 in Ostpreußen entstandenen Lücken füllten. Ab 1732 kamen auch Emigranten aus dem Lande Salzburg hinzu. Allerdings taucht in den noch vorhandenen Listen der Salzburger der Name Schmetzer nicht auf! Sie sind auch in den Listen der Salzburger Auswanderer (Gollub Liste), die im Bielefelder Archiv des Salzburger Vereins liegt, nicht aufzufinden.

Da es jedoch im Gebiet des sogenannten Jagstkreises, heute eine Fülle von Schmetzers gibt, bin ich der Meinung bin, dass weitere Angehörige der Familie SCHMETZER - aus Österreich - sich wohl auch in Baden angesiedelt haben.

Der preußischen König hat 1723 ein Patent erlassen, das alle Einzelheiten der Ansiedlung aufführt. Ich habe sie hier eingefügt:

¹ S. F. Ströfer, QMS 6, Seite XXXI

EXTRACT

Derer Königlich-Preussischen Patenten / d. d. Berlin den 10. April, 1723. und 17. Februar, 1724. die Vortheile und Privilegia, so denen in Preussen sich niederlassenden Handwerkern, von allerhand Professionen, auch sonst arbeitssamen des Acker-Baues und der Viehzucht kundigen Leuten, angedeyhen sollen, betreffende.



UF Ihrer Königl. Majestät in Preussen etc. etc. allergnädigsten Befehl sind bereits zu Unterbringung und Versorgung derer nach Preussen sich begebenden Colonisten in denen Städten und auf dem platten Lande sowohl / als wegen Ihres Gottesdienstes durch Anlegung unterschiedener neuer Evangelisch-Lutherischer und Reformirter Kirchen / alle mögliche Veranstaltungen gemacht worden. Damit aber mäglichen bekannt gemacht werde / worinne die Vortheile / welche diejenige genessen sollen / so sich in Preußen anzusetzen gedeyhen / eigentlich bestehen / so ist ausser dem / daß das Land an sich sehr gut und austräglich ist / besonders zu wissen: daß

Die Manufacturiers und Handwercks-Meister oder Gesellen von allerhand Professionen / welche sich in den Preußischen alten und neuen Städten ansetzen wollen / freyes Bürger- und Meister-Recht bekommen sollen / und wenn sie wüßte Plätze anzubauen resolviren möchten / werden Ihnen solche unentgeltlich angewiesen / ihnen auch nebst dem freyen Bau-Holtz / entweder die nöthige Mauer-Steine und Dach-Ziegel / auch Kasch gegeben / oder Funffzehn pro Cent nach der Taxe des Hauses / aus der Accise-Casse jedes Orthes baar bezahlet.

Die sich in gedachten Städten ansetzende Handwercks-Bursche und Gesellen sollen über dem / so bald sie den Bürger-Eyd abgelegt / und als Meister das freye Meister-Recht angenommen / auch allda geheyrathet haben / ein gantz Jahr von aller Einquartierung / Servis und andern Bürgerlichen Lasten / sie haben Nahmen wie sie wollen / gantz frey gelassen werden: Die Neu-bauenden in Städten aber sollen noch über dieses durchgehends Neun Jahre von der Einquartierung / Servis und andern Bürgerlichen die königl. Cassen nicht angehenden Lasten / frey bleiben.

Die Tuch- Rasch- Zeug- Frieß- Strumpff- und Hutmacher-Meister oder Gesellen / so in oberwehnten Städten sich setzen wollen / bleiben / so bald sie Bürger und Meister geworden / auch dort geheyrathet haben / von dem Tage ihrer Betrauung an Drey Jahre von der Einquartierung / Servis, und allen andern Bürgerlichen Lasten frey / und wird Ihnen aus der Accise-Casse nöthiges Geld zu einem Weber-stuhl / sobald derselbe fertig / baar gezahlet / auch denen / so auf eigene Kosten nach Preussen kommen / solcher Stuhl geschenket / die andern aber erstatten den Vorschuß in 4. Jahren / jedoch ohne Zins.

Wenn es auch ein- oder andern Woll-Arbeiter an zureichendem Verlag und Debit seiner Waare fehlen würde / müssen sie sich bey der Königl. Krieges- und Domainen-Cammer schriftlich melden / welche dann bereits instruiret ist / vor dem Verlag der dortigen unvernögenden Woll-Arbeiter zureichend zu sorgen / ihnen auch den nöthigen Debit zu verschaffen.

Die Land-Leute und Bauren / so von auswärtigen Ländern und Provinztzien auf eigene Kosten dahin gehen / und aus eigenen Mitteln nicht nur das Bauer-Gehöfftz worzu ihnen jedoch das freye Bau-Holtz gefolget werden soll / anbauen / sondern auch allen darzu gehörigen Besatz an Vieh / Pferden / Acker- und Haus-Geräth-schafft / ingleichen das Saat- und Brod- Getrayde nach Proportion zweyer Hufen Saat-Land / die bey jedem Hofe / ohne das nöthige Wiesewachs / gegeben werden /

und in welche beyde Hufen zusammen præterpropter Fünff Wispel an Berlinischem Maasse / nach Abzug eines Drittels als Brache / einfallen / selbst herbey schaffen und besorgen / sollen Neun Frey-Jahre von allen Præstandis zu geniessen haben.

Denen Fremden / so zwar auf eigene Kosten die Reise thun / aber mit einem gantz fertigen Hof / exclusivè des Inventarii, auf Ihre Königl. Majestät Kosten versehen werden / sollen drey Frey-Jahre /

Denen aber / so auf Ihre Königl. Majestät Kosten beydes die Reise thun / als auch allort etabliret werden / sollen / ohne Unterscheid zwey Frey-Jahre zu statten kommen; Wie wohl Se. Königl. Majestät ihnen / bey vorkommenden Umständen / Dero Gnade auch weiter angedeyhen lassen wollen.

Es hat ein jeder zwey Hufen Landes / jede Hufe zu 30. Morgen / und jeden Morgen zu Dreyhundert Rheinländischen Ruthen gerechnet / anzunehmen / und bekommt jeder neu anziehender Bauer / welcher entweder auf Königliche oder seine Eigene Kosten die Reise dahingethan / folgenden Besatz und Hofwehre / als

Vier Pferde /
Vier Ochsen /
Drey Kühe / nebst

120. Scheffel an allerhand Geträyde zur Saat / wie auch die nöthige Subsistenz vor seine Familie auf ein Jahr lang / und über den das benötigte Acker-Geräthe an Wagen / Pflügen / Sensen und dergleichen; Und soll dieser Besatz ihnen nicht nur zu rechter Zeit und auf einmahl in natura gegeben / sondern auch einen jeden sogleich sein Besatz-Buch ertheilet / und in selbiges alles / was er bekommen / accurat angeschrieben werden.

Denenjenigen / so diese Reise nicht auf ihre eigene Kosten verrichten können / sollen ausser dem freyen Transport zu Lande oder zu Wasser / annoch unter Wegens zum Unterhalt und Zehrung / und zwar jeder Manns-Person täglich Vier gute Groschen / jeder Frauen-Person drey gute Groschen / jedem Kinde zwey gute Groschen / von den Tage ihrer Abreise an / biß sie an dem Orte / wo sie sich etabliren werden / angelanget sind / gerechet werden.

Es geben Ihre Königl. Majestät allen denenjenigen / so sich in Städten oder auf dem Lande etabliren wollen / die allergnädigste Versicherung / daß weder sie noch ihre Kinder und Gesinde wider ihren freyen und guten Willen / weder unterweges noch zur Stelle / zu Soldaten genommen und geworben werden / gestatten Dieselbe an Dero Generals und übrige commandirende Officiers dergleichen Ordres ergehen lassen / daß sowohl Ankommende als Anzusetzende und Eingesessene der Werbung halber nichts zu besorgen haben / und beständig unangefochten bleiben sollen.

Damit aber ein jeder genau wissen möge / wie es sowohl wegen der Unglücks-Fälle in und ausser den Frey-Jahren gehalten / als auch / was für Præstanda von jedem / nach Verfliessung der Frey-Jahre / abgeführt werden sollen: So wahlen Ihre Königliche Majestät wegen des ersten Puncts / wann einige der Neugesetzten in den Frey-Jahren einen generalen Mißwachs oder Vieh-Sterben haben solten / auf der Preußischen Krieges- und Domainen-Cammer Vorstellung Dero allergnädigste Resolution darüber / wie in der Chur-Marck und allen anderen Dero Provinztzien gebräuchlich ist / ertheilen; Nach Exspirirung der Frey-Jahre aber haben die Neugesetzte / bey sich ereignenden Unglücks-Fällen / sich dessen / was Ihre Königl. Maj. sodann den gantzen Lande zu statten kommen lassen / gleichfalls zu getrösten.

Was aber den 2ten Punct, die nach denen Frey-Jahren zuentrichtete Prästande betrifft / so haben Ihre Königl. Majestät eine General-Vermessung der Littauischen Aecker / woselbst diese Leute angesetzt werden sollen / vornehmen lassen. Solchernach wird die Hufe puren Saat Landes so taxiret / daß alle Prästationes, sie haben Nahmen wie sie wollen / mit eingeschlossen / derjenige / welcher Acker von solcher Bonität empfänget / so das fünffte Korn und drüber trägt / an Ihre Königl. Majestät die Helffte von dem Ertrage / von der Sorte Acker aber / welche das vierte biß zum fünfften Korn trägt / den dritten Theil davon / wenn das dritte biß zum vierten Korn fällt / ein Viertel davon / und endlich der / welcher von der Sorte Acker / so unter das dritte Korn trägt / empfangen hat / den fünfften Theil davon an Ihre Königl. Majestät abgeben soll. Wobey jedoch zu mercken / daß bey Formirung solchen Anschlages nur allen auf die Aecker / wie sie gegenwärtig liegen / nicht aber / wie sie durch gute Cultur verbessert werden können / die Absicht genommen worden. Dabey dann einem jeden Wirth so viel Wiese=Wachs / als zu Ausfütterung des Besatz-Viehes nöthig ist / ohne daß solches in Anschlag kommt / reichlich gegeben wird; Was aber an Prästandis, so in Natura oder an Dinsten abgetragen werden / einen Wirthe zugeleget worden / solches alles soll von dem Anschlage abgezogen / auch so gar dasjenige / was an Geistliche und andere gegeben werden muß / mit abgeschrieben werden; Wobey denn gleichfalls Hut / Triff und Holtzung / auch theils Orten Fischerey / oben eingegeben wird.

Übrigens haben sich alle nach Preussen bereits gezogene- als noch künftigt dahin ziehende Coloni und Unterthanen / Ihrer Königl. Majestät mächtigen Schutzes und Landes-Väterlich-Königlichen Gnade und Hulde / nebst aller von Dero Preußischen Regierung auch Kriegs- und Domainen-Cammer zu bezeichnenden Hülffe und Beystandes zu versehen.



Profession	- Beruf, Gewerbe	resolvieren	- beschließen
Kasch	- Buchweizengrütze	Debit	- Warenverkauf
Domaine	- besonderes Arbeits-, Wissens-, Spezialgebiet	praetenpropter	- etwa, ungefähr
exclusiv	- ohne, ausschließlich, mit Anschluß von	Praestandum	- pflichtmäßige Leistung
Subsistenz	- Lebensunterhalt	Inventari	- Einrichtungsgegenstände
Expirirung	- (Ablauf)	Etablieren	- sich selbständig machen, sich niederlassen
		Coloni	- Ansiedler

Die Karte der Salzburger Wanderungen (allerdings erst ab 1732, also rund zehn Jahre später) zeigt die Wege nach Ostpreußen bis nach Gumbinnen (ganz rechts oben) auf:



SCHMETZER im Gebiet von Kattenau Krs. Stallupönen:

(Die Steuerlisten für das AMBT Kattenau, vorhanden ab 1733 sind noch einzuarbeiten!)

Wie kann man herausfinden, wie es mit den Schmetzers in Stehlichken weitergeht? In den Steuerlisten (Prästationstabellen) 1733-1770 finden sich viele Angaben. Hier-nach war Michael Scharwerksbauer. Fast alle Kirchenbücher aus dem Kirchspiel Kattenau, zu dem auch der kleine Ort Stehlichken gehörte, sind teils schon im 1. Weltkrieg vernichtet worden. Ein Teil ist von den Mormonen (ab 1767) verfilmt worden und bei ihnen einsehbar.² Weitere Reste sind inzwischen im polnischen Staatsarchiv Allenstein³ aufgetaucht aber von mir noch nicht durchgesehen.

² Film 1: Taufen 1767 - 1787 (Film Nr. 1813732, Item 4, ')

Film 2: Taufen, Tote 1800 - 1810, Heiraten 1805 (Film Nr. 1813680, Item 1 / B157

Film 3: Taufen, Tote 1811, Tote 1812-1818 (Film Nr. 1813729, Items 5-6 / B 164+5)

³ Von Kattenau existieren hier 6 Archivalien: Taufen 1891-1914//Taufregister 1819-1874//Trauungen 1819-1914//Trauregister 1819-1902//Bestattungen 1843-1859//Aufgebote 1915-1930.

**Schmetzer, Jacob, in Jentkutkampen, Bauer, * 1741, ± 05. Aug. 1809, 68 J,
oo mit Anna Catrine ?**

Schmetzer, Georg, in Uszdeggen, ein (Land)Wirth, * ca. 1739, ± 1814
∞ mit **Anna Catharina Horn**. Kinder: 1. Christina, * 24.12.1777 oo mit Carl
Kämmer. // 2. Anna Dorothea, * 01.05.1779. // 3. Jacob, 1* 1.02.1781.
4. Johann Christian, * 04.?.1783. // 5. Susanna Elisabeth, * 13.09.1784.

**Schmetzer, Andreas in Uszdeggen, ein (Land) Wirt, * um 1740, ± 26.09.1808 (68
Jahre), ∞ mit Anna ,Barbara' Loß (in)**. Kinder: geb. in Uszdeggen: 1. Johann An-
dreas, * 25.07.1767. // 2. Anna Catharina, * 26.01.1772, ∞ Martin Kämmer, Bauer in
Uszdeggen. // 3. Barbara, * 08.04.1774, ∞ Christoph Knies, Bauer in Tutschen.
4. Johann ,Michael', * 01.04.1777 // 5. Anna ,Dorothea', * 12.01.1780.
6. Anna Maria, * 26.06.1784.

**Schmetzer, Johann Michael, ein Knecht in Bersbrüden, oo mit Anna Dorothea
Beyer(in)** Kinder ebd. : 1. Anna Catharina, * 01. Jan. 1783. // 2. Maria Elisabeth, *
26. April 1784.

**Schmetzer, Michael, in Uszdeggen, ein (Land)Wirth, oo mit Anna Dorothea,
Berger(in)** // Kind: 1. Maria Louisa, * 19. Oktober 1785.

Schmetzer, Andreas, in Seekampen, ein Bauernwirth, ± 18.Febr. 1813 ebd.
∞ mit **Anna (Daegabe) geb. Waiczukatis, ± 24.Oktober 1808**
Kinder in Seekampen: 1. Marijke, *16. 02.1782 // 2. Catharina, * 06.11.1783
3. Anna Barbara, * 22. Dec.1785

Schmetzer, Jacob in Uszdeggen, Bauernsohn, ∞ mit Anna geb. Dein (in)
Kinder: 1. Anna Maria, * 07.07.1809; ± 24.12.1812 in Uszdeggen im Alter von 3 ½
Jahren; 2. Catharina Barbara, * 20.08.1811

**Schmetzer, Michael, in Uszdeggen, ein Bauernsohn (Bauer), 01.Apr. 1777, in
Uszdeggen, oo mit Dorothea Knies** Kinder in Uszdeggen: 1. Anna Maria,
05.12.1802, ± 1804, 2 1/2? Jahre.
2. Elisabeth, * 13. Nov. 1804, // 3. Dore, * 28.02.1811

Leider klapft danach in den vorhandenen Daten zeitlich eine große Lücke!

2 Übersicht über die Familie meines Großvaters August Schmetzer

August Schmetzer - Das Geburtsjahr meines Großvater lässt sich nur errechnen. Es muss zwischen 1877 und 1880⁴ liegen. Gestorben ist er um 1943/44 in der Nähe von Stolp, Pommern, auf der Flucht. Seine Frau hatte ihn – unter großen Strapazen - bis dahin transportiert. Er hatte schon lange vor der Flucht beide Beine wegen Zucker amputiert bekommen. Sie spürte, dass er es nicht mehr lange schaffen würde. Sie hoffte, dass er noch im Herbst „gehen“ würde, da sie sein Grab mit eigenen Händen nicht in den gefrorenen Boden würde graben können.

oo am ..? .mit Magdalena Schmetzer, geb. Fritz⁵, * am ...24. Okt.1874, in Tutschen, Krs. Ebenrode, Ostpreußen⁶, gestorben am 04.Febr.1949, in Pinneberg an Mastdarmkrebs. Die beiden lebten wohl zuerst in Seehausen, (früher: Schorschinehlen), Krs. Ebenrode, da hier alle(?) Kinder geboren sind. Später dann in Karmohnen, Krs. Gumbinnen.

Kinder:

1. Hans Schmetzer, * um ?? in ...??, ± 1921 oder 1922 ? Kam wohl mit Kriegsverletzung aus dem 1. Weltkrieg⁷, muss zuletzt in Gumbinnen gelebt haben. ∞ mit Elisabeth Jonat, deren 1. Mann gefallen war (Wirboleit).

2. Anna Schmetzer, * am 02.07.1898, in Seehausen (früher: Schorschinehlen), Krs. Ebenrode (früher Stallupönen).± 18.11.1975 in Oderaue, Altreetz, ∞ 1922 mit Friedrich Schukat.

3. Lene Schmetzer, * am 26.08.1900, in Seehausen(?), ∞ mit Fritz Gallinat, * 10.09.1897. Die Familie des Sohnes Rudi lebt in Höingen am Möhnesee.

4. Fritz Schmetzer, * am 27.07.1902, in Seehausen(?), Krs. Ebenrode ± am 14.10.1978, in Bergen b. Auerbach / Vogtlandkreis, ∞ 1925 in Budopönen b. Seehausen mit Emma Mikoleit.

5. Emma Schmetzer, * am 21.Nov. 1905, in Seehausen / Krs. Ebenrode, ∞ mit Fritz Schekat. Die Familie lebt heute in der Umgebung von Pinneberg b. Hamburg.

6. Otto Schmetzer, * am 08.11.1913, in Seehausen, Krs. Ebenrode. ∞ 1937(?) in Karmohnen mit Martha Steputat. Nach der Heirat verzogen nach Plikken.

7. Lina, * ? evtl. vor Hans (s. Nr. 1)?

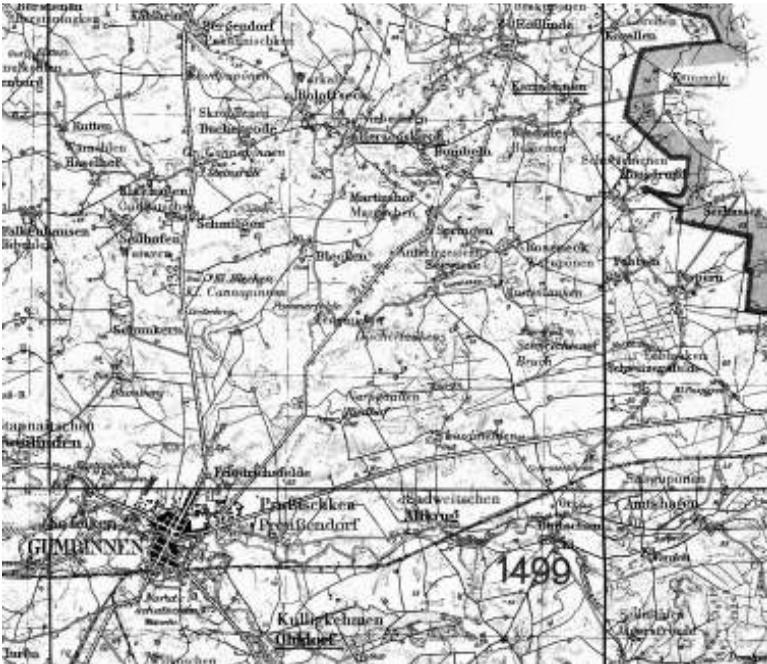
⁴ Die Zahl ist „errechnet“ nach einem Militärbild, dass August Schmetzer als einjährig Freiwilligen, also zwanzigjährigen zeigt, das zwischen 1897 und 1900 entstanden ist und auf dem er eine Uniform dieser Jahre trägt. Nämlich die Uniform des Flensburger Füsilierregiments 86, „Königin“. Ich habe das Bild unten abgedruckt! 1898 müsste er in Seehausen - wegen der Geburt seiner Tochter "Anna" gewesen sein? Oder??

⁵ Hat es noch eine Tochter LINA gegeben? Oder – wo gehörte die hin? Eine Lina soll nur 18 Jahre alt geworden sein, soll dann „durchgedreht“ sein und in Karmohnen begraben worden sein. Oma Schmetzer soll ihr Grab gepflegt haben, wenn sie nach Brakupönen einkaufen ging!?)

⁶ Alle Angaben nach der Sterbeurkunde beim Standesamt Pinneberg, 04.Febr.1949 / Nr. 29

⁷ Andere Lesart: Verletzte sich schwer bei einem Sturz vom Pferd?

3 Wo ich geboren bin ...



Messtischblatt Gumbinnen und Umgebung: Oben, von links nach rechts unterstrichen: Herzogskirch, Karmohnen und Kummeln. Ohldorf ganz unten

Am 27. Mai 1936 bin ich in dem kleinen Ort Karmohnen geboren (siehe oben rechts). Wenn man heute dorthin gelangen will, fährt man von Gumbinnen aus zunächst auf die Hauptstraße Richtung Ebenrode (früher Stallupönen) und biegt nach etwa 500 Metern in nördlicher Richtung nach Roßlinde ab (früher Brakupönen). Etwa nach 4½ Kilometern ist man an Springen und Bumbeln vorbei und biegt nach rechts in einen befestigten Sommerweg ein, den die Wehrmacht – zur Vorbereitung auf den Russlandfeldzug – ausgebaut hatte. Nach ca. 750 Metern fährt man an dem ehemaligen Ort Riedwiese vorbei, (vor dem 16. Juli 1938 Ballienen) und erreicht nach 1¼ Kilometern Karmohnen.

Ich bin als erstes Kind von Otto Schmetzer und Martha Schmetzer⁸, geb. Steputat⁹, geboren, die beide bei meiner Geburt noch sehr jung waren. Ich wog fast 10 Pfund. Meine Mutter lag ein paar Tage mit Wehen bei meinen Großeltern danieder. Ich habe es ihr wohl nicht leicht gemacht!

⁸ Diese Daten beruhen auf Angaben aus der Matrikel des Stiftes Heiligenkreuz, Niederösterreich.

⁹ Der Name Steputat ist wie Schekat, Schukat, Gallinat oder Rudat ein alter pruzsischer bzw. litauischer Name.

27 Mittwoch Kolosser 3, 1-11 5. Mose 9, 15-29
 Fürchte dich nicht und zage nicht! Gott der Herr
 wird mit dir sein und wird die Hand nicht ab-
 ziehen, noch dich verlassen, bis du alles voll-
 endest. 1. Chron. 28, 30
 Was in dem Herrn du tust, das wird gelingen; die
 Ehre ihm, dann ist der Segen dein! Er gibt das rechte
 Wollen und Vollbringen, er will im großen stets wie
 im geringen / der Herr und Schöpfer aller Werke
 sein. Sp. Ps. u. S.
 Übe eine gute Ritterschaft und habe den Glau-
 ben und gutes Gewissen. 1. Timoth. 4, 18. 19

*Doch die Werkswohnung
 und auch die Arbeitsstelle
 waren bereits wieder be-
 setzt. Man verständigte
 sich darauf, dass er für
 eine Weile in unserem
 Hause ein Zimmer zur
 Benutzung erhielt. Einige
 wochenlang wohnten die
 Stepputas so bei uns, bis
 er wieder eine neue Ar-
 beitsstelle mit Wohnung
 gefunden hatte.*

Heute – nach allem, was an „Glaubenserfahrungen“ in meinem Leben hinter mir liegt, frage ich mich natürlich auch, wie wohl die Herrenhuter Losungen an meinem Geburtstag gelautet haben mögen? So habe ich mich sehr gefreut, dass ich sie an meinem 70. Geburtstag lesen konnte:

*(links die Tageslosungen vom 27.5.1936 der Herrenhuter
 Brüdergemeinde, einer kleinen evangelischen Kirche.)*

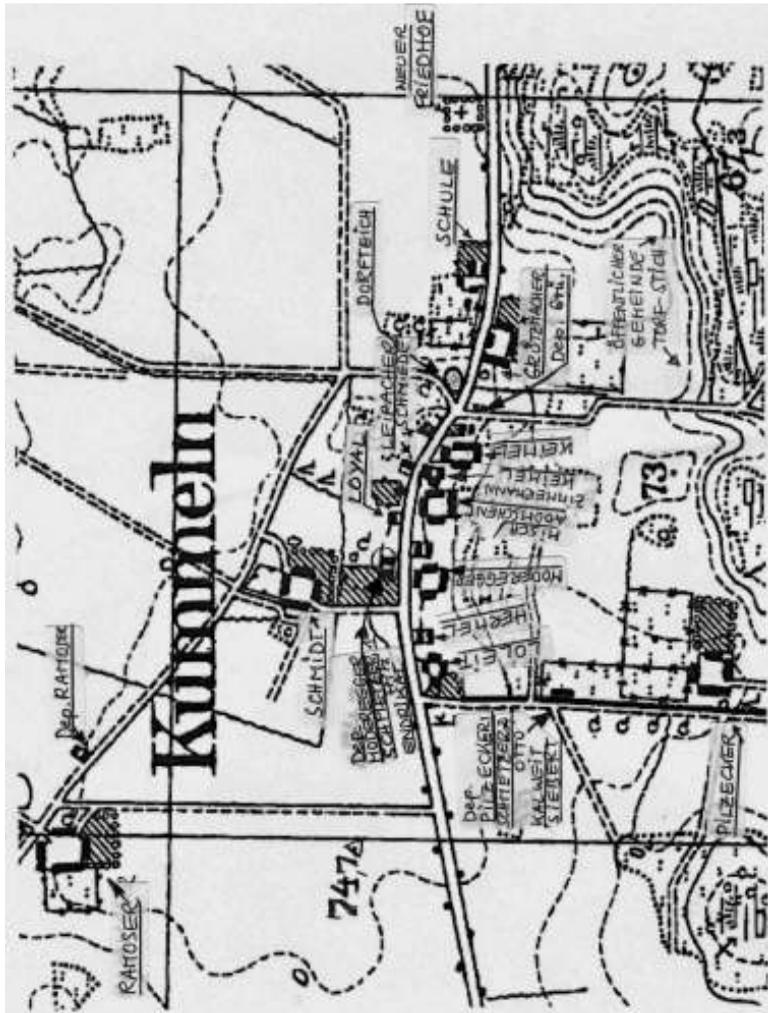


Meine Tauf-Kirche in Herzogskirch heute. Hinten links gehe ich mit Dorothea, meiner ältesten Tochter und Wladimir, unserem russischen Taxifahrer.



Das Innere der Kirche in Herzogskirch mit dem Taufstein, an dem ich getauft worden bin (ein Bild von 1928)

Irgendwann sind meine Eltern dann von Plicken nach Kummeln gezogen.



Zwei Schmetzer Brüder, der ältere, Fritz, bei Bauer Moderegger, der jüngere, Otto, bei Bauer Pilzcker beschäftigt, wohnten zuletzt in Kummeln. Am linken Bildrand sind sie - von oben nach unten - eingetragen: Dep. = („Deputanten“, Helfer auf dem Hof des jeweiligen Bauern, die in deren Instwohnungen lebten)

Ich muss wohl ein kleines, süßes Mädchen gewesen sein – mit dunklen Augen und dunklem Haar. Obwohl meine Mutter sehr viel Milch hatte, habe ich davon keinen Tropfen getrunken. Ich mochte sie einfach nicht. Also wurde ich mit Kuhmilch groß gezogen. Süß und dazu ganz schön pummelig soll ich gewesen sein. Es wird erzählt, dass mir deswegen manche Schühchen, die man mir gekauft hatte, nicht passten: Die Riemchen waren einfach zu kurz! Zur Zierde standen sie danach dann auf dem Vertiko.

Als ich ein halbes Jahr alt war, bekam ich eine Mittelohrentzündung und schrie Tag und Nacht. Niemand wusste ja, was mir fehlte. Bis schließlich der Eiter aus dem Ohr auf das Kopfkissen lief. Allen Leuten, die vom Schreien so genervt waren, tat es danach leid, dass sie mich als „verzogen“ betrachtet hatten. Es soll auch Schläge gesetzt haben. Als ich schließlich sitzen und fast laufen konnte, setzte mich meine Mutter oft in ein Korbstühlchen, das mit Eisenhaken am Fahrradlenker befestigt wurde. Es muss schön gewesen sein, so durch die Landschaft zu fahren, wo es



noch fast keine Autos gab. Meistens schlief ich nach geraumer Zeit ein, mein Köpfchen lag dann auf den weichen Patschhändchen, mit denen ich mich an der Lenkstange festhielt. Wenn meine Mutter durch ein Schlagloch fuhr, bekam meine Nase einen Stubser, ich wurde wach und weinte. Alle wetteiferten darin, mich hübsch anzuziehen: Lackschuhe, Schürzchen mit Rüschen und Kleidchen mit Puffärmeln. So wurde ich von Omas und Opas verwöhnt. Oma Stepputat hat mich einmal, als sie frisch gebuttert hatte und der Butterklumpen auf dem Teller lag, mit meinem kleinen Fuß – wie zur „Verzierung“ – in die Butter treten lassen. Sie soll danach mit

dem kleinen Fußabdruck gegessen worden sein.

Bild: Mit den Hühnern hinter dem Haus von Fritz Schmetzer

Noch etwas größer geworden, soll ich allen Leuten gern meine Unterhose gezeigt haben. Zu Onkel Pilzecker – dem Bauern, auf dessen Hof wir wohnten – soll ich einmal gesagt haben: „Weißt du, was ich heute für einen Schlüpfer an habe?“ Schon hob ich den Rock und zeigte ihm eine rote Wollhose – das ist mir noch besonders in Erinnerung. Alle lachten natürlich und meinten: „Na, wenn die erst mal 1000 Wochen alt ist, wird sie das nicht mehr tun!“ Natürlich fragte ich dann zurück: Und – wann bin ich 1000 Wochen alt?



Obere Reihe- von links: Unbek.; Zusammen mit der Familie des Bruders, Fritz Schmetzer, vopr dessen Wohnung in Kummeln, wo sie ebenfalls wohnten: (Fritz, Vater von Rudi); Otto Schmetzer; am Bildrand Großvater August Schmetzer. Sitzend: Martha Schmetzer, geb. Stepputat, Toni; Gertrud (Tochter von Fritz); Emma Schmetzer, geb. Mikoleit, Ehefrau von Fritz; auf ihrem Schoß Sohn Rudi Schmetzer Unten nach einmal an gleicher Stelle allein



4 Es ist Krieg!

Ich erinnere mich an den Augenblick, als im Herbst 1939 plötzlich die Frauen des Dorfes auf dem Hof zusammen standen. Sie hatten sich alle umarmt und weinten laut: „Es ist Krieg, es ist Krieg! Und unsere Truppen marschierten, auch von Ostpreußen aus, ins nicht weit von uns entfernte Polen ein.



Mein Vater (Mitte) mit seinen Kameraden unter der polnischen Landbevölkerung. Eins der wenigen Bilder, dass ich von vielen Kriegsbildern meines Vaters behalten habe.

5 Mein Bruder Siegfried

Ja, ich komme aus dem Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen – Ostpreußen. Wenn ich an meine Kindheit denke, so fällt mir gleich die Sache mit dem Klapperstorch ein. Der brachte bei uns in Ostpreußen ja noch die Kinder aus dem Poggen-
teich (Froschteich). Sie wurden durch den Schornstein geworfen – so erzählte man uns Kindern – und fielen dann voller Ruß in die elterliche Schlafstube. Deshalb musste immer viel heißes Wasser auf dem Ofen stehen, wenn der Klapperstorch etwas gebracht hatte. Wenn der Vater die Pferde anspannte, um die Hebamme zu holen, wusste man, dass es so weit war. Manchmal waren es zehn oder auch siebzehn Kilometer, die gefahren werden mussten, um die Frau mit der großen schwarzen Tasche zu holen. Ich erinnere mich, dass ich so gerne ein Brüderchen haben wollte, also nahm ich eine Fußbank, stellte mich an die Scheune, wo auf dem Dach eine Storchenfamilie ihr Nest bewohnte.



Ich rief ganz laut: „*Storch, Storch bester, bring mir eine Schwester. Storch, Storch, guter, bring mir einen Bruder.*“

Irgendwann dann kam mein Vater aus dem Feld in Urlaub. Und nach einiger Zeit sah ich, dass meine Mutter immer dicker wurde. Mein Vater hatte mir aus Frankreich einen dicken Lederball mitgebracht. Mit dem spielten nicht nur ich, sondern auch alle Nachbarskinder. Eines schönen Tages war der Ball spurlos verschwunden. Alle Kinder suchten und überlegten, wo der Ball wohl sein könnte. Da kam mir der Gedanke und ich sagte laut: „Mama, du hast einen so dicken Bauch! Du hast den Ball verschluckt!“

Ein paar Wochen oder Monate später – das weiß ich nicht mehr so genau – musste meine Mutter im Bett bleiben. Auf meine Frage: „Mama bist du krank?“ bekam ich zur Antwort: „Ja, der Storch hat mich ins Bein gebissen!“ Sie wollte mir aber nicht zeigen wo. Dann kam der große Kessel mit Wasser auf den Herd, und es wurde angespannt, um die dicke Frau mit der schwarzen Tasche zu holen. Die Hebamme verschwand in der Schlafstube. Mein Vater lief derweil sehr aufgeregt in der Küche hin und her. Die Hebamme schüttete heißes Wasser in die Zinkbadewanne und ging wieder in die Stube, wo meine Mutter ziemlich stöhnte. Bis ein Schrei zu hören war und alle aufatmeten – das Brüderchen war da!



Als ich ins Zimmer durfte, lag es schon angezogen im Körbchen am warmen Kachelofen, geboren am 12. November 1941. Ich glaubte weiter an den Klapperstorch, der mir meinen Wunsch erfüllt hatte.

Da man 1941 noch den Deutschen Truppen den großen Sieg zutraute, wurde mein Brüderchen in der für Kummeln zuständigen Kirche von Kattenau auf den Namen ‚Siegfried‘ getauft. Als der Pfarrer zur Predigt auf die Kanzel stieg, wunderte ich mich sehr und fragte: „Warum geht der ‚op de Lucht‘“ (oben auf dem Boden: Lucht auf niederländisch z. B. „Luft, Himmel, das Freie“ – also oben auf den Dachboden, wo das Tageslicht durch die Dachpfannen leuchtet).

Oben: Die Kirche in Kattenau

Meine Mutter stillte meinen Bruder, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass das schmecken sollte. Ich habe als Säugling – so erzählte man mir – die Muttermilch verweigert. Man hat mich deswegen mit Kuhmilch groß gezogen, die mir gar nicht so gut bekam, weil damals niemand wusste, dass diese Milch viel zu fett war. Ich muss wohl öfter Durchfall davon gehabt haben. Mütterberatung gab es damals in Ostpreußen, vor allem auf den Dörfern, nicht.

Siegfried war ein fröhlicher, aufgeweckter Junge (ein „Lorbas“ wie man bei uns sagte). Wenn Besuch kam, dann wollte er alles Neue vorzeigen. So holte er oben vom Radio einen großen röhrenden, weißen Hirsch, kam damit in die Küche und sagte:

„Oma und Opa, guckt mal, was wir haben“. Bums, der Hirsch (Elch?) aus Gips flog auf den Zementfußboden in 1000 Stücke. „Ich wollte ihn nur zeigen“, sagte Siegfried. Man konnte ihm nicht böse sein. Ein anderes Mal holte er einen Stapel Wäsche aus dem Schrank, um zu zeigen, was wir alles haben. Beim Essen musste man immer auf dem Sprung sein, denn sobald er die Tasse leer getrunken hatte, warf er sie vom Tisch. Das knallte doch so schön auf dem Steinfußboden. Er hatte natürlich oft die Lacher auf seiner Seite, weil er so drollig war. So war er auch im Klettern ein As. Er stieg auf den Küchenherd, holte sich von der Wand die Kartoffelreibe, stellte sich so hin, als sei das seine Ziehharmonika und sagte dann, er sei Lamprecht s Hilla!

Die spielte so ein Instrument. Dazu sang er dann. Ungern ging ich mittags mit ihm ins Bett. Ich war nicht müde und sollte doch schlafen, weil meine Mutter sich auch hinlegen wollte. Da haben wir beide so rumgetobt, und ich habe Siegfried ein bisschen gekniffen, dass er schrie. Da war es mit dem Schlafen für alle drei vorbei.



Morgens holte er sich oder bekam noch eine Flasche Milch ins Bett. Eines Morgens, meine Mutter war noch im Stall, stand schon ein großer Eimer mit Milch auf der Zentrifugenbank. Siegfried sprang aus dem Bett und wollte sich seine Flasche füllen. Dabei riss er den gefüllten Eimer von der Bank herunter. Ängstlich und still legte er sich schnell wieder ins Bett. Auf einmal hörte ich meine Mutter mit einem Schrei in die Küche kommen. 10 bis 15 Liter Milch flossen durch die Küche bis in die Stube. Siegfried sagte: "Ich wollte mir nur ein bisschen Milch holen!" Das sagte er natürlich in ostpreußischem Platt, denn Hochdeutsch sprach bei

uns im Dorf niemand. So musste ich, als ich in die Schule kam, erst Hochdeutsch lernen, das war für mich die erste „Fremdsprache“! Eines Morgens wurde ich gerade für den Gang zur Schule fertig gemacht: Tafellappen, Schwamm und Schiefertafel. Ich hatte die ganze Tafel voll „r r r r“ geschrieben. Siegfried hatte, so schnell er nur konnte, mit beiden Händchen alles ausgewischt. Ich heute und wollte nicht in die Schule gehen. Mama hat dann, so gut sie es konnte, meine „r r r“ neu geschrieben. Ich aber hatte Angst, die Lehrerin könnte merken, dass ich das nicht geschrieben habe. *Hier seht ihr- oben- meine Mutter und Siegfried - ich stehe knatschig daneben, weil ich beim Fotografen nicht mit auf die Bank durfte!*

Eines Morgens, im Frühjahr, die jungen Entchen hatten noch keine Federn, stand Siegfried in der Küchentür. In jeder Hand hielt er zwei kleine Entchen, die Fingerchen fest um den Hals der Entchen geschlungen, und sagte: „Mama, ich bring dir was“! Die Häse der Entchen wurden länger und länger; ich weiß nicht mehr, ob sie das überlebt haben. Ich glaube nicht. Viel Spaß hatten die Soldaten mit ihm, die im Dorf als Einquartierung waren. Alle machten Dönekes mit ihm. Sie sprachen ja verschiedene Dialekte. So sagte einer nach jedem Satz „gell“! Eine Weile hörte er sich das an. Dann sagte er zur Mama: „Der Onkel sagt immer ‚Geld‘ „, aber er gibt mir nichts...!“ „Irgendjemand brachte ihm einmal eine alte Pfeife mit und Siegfried steckte sich irgendwelche Samenkörner in die Pfeife und rauchte wie die Alten. Ob er mal Raucher geworden wäre? Wenn meine Mutter auf dem Feld war, musste ich selbstverständlich auf das Brüderchen aufpassen. Das war nicht immer leicht. Einmal ist er mir aus dem Küchenfenster gefallen. Wir sind mit dem Schrecken davongekommen. Sicher habe ich seinen Schnuller öfter in die Zuckerdose getaucht, damit er wieder zufrieden war. Im Sommer hatten wir eine Zinkbadewanne auf dem Hof stehen und wenn ich gemerkt habe, dass er die Hose voll hatte, zog ich sie ihm aus und habe ihn darin gebadet. Sicher hatte das Wasser nicht immer die richtige Temperatur. So war ich froh, wenn Mama von der Arbeit kam.



Unbekannte Menschen aus dem Dorf beim Vespere während der Feldarbeit

Einschub: „Aus dem Landleben“ – Auszug aus einem Bericht von Eva Krieg, geb. Sellnat, Ehefrau von Otto Krieg, Landwirt und Mühlenbesitzer in Ohldorf. Bei ihm war Großvater Stepputat zuletzt zur Betreuung des Viehs und als Melker angestellt. Der Bericht stammt von ihrem elterlichen Hof in Warnen, Kreis Tilsit Ragnit:

"In der Erntezeit mussten die Gespannführer um 4.00 Uhr kommen und erst einmal die Tiere füttern und putzen. Um 6.00 Uhr gingen sie auf das Feld. Von 8.00 bis 8.30 Uhr war Frühstück, es wurde noch eine Stulle und Trinken eingepackt, dann ging es wieder raus auf das Feld. Von 11.00 bis 13.00 Uhr war Mittag. Die Pferde mussten getränkt und gefüttert werden. Andere große Bauern haben erst später angefangen, aber dann war auch die Ausruhpause kürzer. Von 15.30 bis 16.00 Uhr war Kaffee und um 19.00 Uhr war Schluss. Dann mussten die Pferde wieder getränkt werden, wenn sie schmutzig waren, mussten sie auch noch durch die Eymes geritten werden (abgebadet werden). Um 19.30 Uhr wurde "abgeleuchtet" Mein Vater hat immer zu dem Hund gesagt, er solle herüberlaufen zum Fritz und ihm sagen, dass er die Lampe anmachen soll. Dann gingen Fritz und mein Vater zusammen durch die Ställe und haben nachgesehen, ob sich vielleicht eines der Tiere in den Ketten verhakt hatte.

Wenn es den Tag über sehr heiß, oder wenn die Arbeit sehr hart gewesen war, hat mein Vater den Arbeitern abends immer zwei Glas Wein gegeben. Dadurch brauchten sie kein Wasser zu trinken, der größte Durst war gelöscht. Bei anderen Arbeitgebern haben sie immer nur Wasser bekommen und sind deshalb, so haben sie uns später erzählt, schneller krank geworden. Ich musste auch Rüben hacken und Korn binden gehen, wenn auch nur für einen Tag, es musste schließlich alles gelernt werden. Wir hatten meistens 4 bis 5 Familien in unserem Arbeiterhaus untergebracht. Jede hatte im Stall noch eine Kuh. Die gehörte ihnen, die wurde nach und nach abbezahlt. Das Futter haben wir gestellt. Man brauchte in der Erntezeit um die 3 bis 4 Gespannführer und einen Melker. Die erste Zeit haben wir zu Hause noch selbst gebuttert. Bis nach Sachsen ist unsere Butter gegangen. Später gab es eine Molkerei in Breitenstein. Die Milch wurde hingefahren und Butter und Käse mitgebracht.

Ab August begann das Mähen von Gerste und Hafer, aber bis zum Herbst wurde nur soviel Getreide gedroschen, wie benötigt wurde, der Rest wurde in Scheunen eingelagert. Ab Herbst wurden Kartoffeln und Futterrüben gerodet. Außerdem mussten die Äpfel gepflückt werden. Onkel Ede hat da manchmal wer weiß wie lange gepflückt, und dann kam immer ein kleines Mädchen, das ihm alle wieder ausgekippt hat. Die Äpfel kullerten nur so den Hügel runter. Es hat eine Weile gedauert, bis er dahinter gekommen war, wer das kleine Mädchen war. Ansonsten hatten wir auch immer viel zu tun, es musste Brot gebacken, Gemüse gezogen, werden, sonnabends wurden die Wege im Garten geharkt und Fenster geputzt werden".

Toni schreibt weiter: Ich habe heute noch Schuldgefühle, wenn ich an eine Begebenheit denke, bei der ich des Abends nicht bei Siegfried bleiben wollte. Ich wollte zu gerne mit zu meiner Tante Emma gehen, die mitten im Dorf wohnte, zu Fuß ca. 15 Minuten zu gehen. Siegfried schlief schon fest. Als wir dann nach Hause zurückkamen, hörten wir ihn schon von weitem schreien. Er war aus dem Bett geklettert, um aufs Töpfchen zu gehen, ist in der Dunkelheit unter das Bett gekrochen und fand nicht wieder zurück. Aber der Schlimmste war, es hatte sich ein Haar um seinen kleinen Penis gewickelt, und so konnte er kein Wasser lassen. Meine Mutter nahm sofort eine kleine Schere (?) und hat das Haar damit durchgeschnitten. Sofort hörte er auf zu schreien und konnte sein Wasser lassen. Mir tat mein Brüderchen so leid. „Siehste“, sagte meine Mutter, „das kommt davon, weil du nicht Zuhause bleiben wolltest!“ Das machte alles noch schlimmer!

Papa hatte Siegfried einen riesengroßen Teddybären aus Frankreich mitgebracht. Er war fast so groß wie Siegfried selbst. Eines Tages hatte Mama große Wäsche, und eine Zinkbadewanne voller Wasser stand in der Küche. Mama wollte die Wäsche spülen und hatte schon Wäscheblau in die Wanne geschüttet. Das war ein Pulver, von dem die Wäsche einen blütenweißen Duft bekam. Siegfried kam mit dem Teddy in die Küche, sah die Wanne voll Wasser und setzte seinen Teddy hinein. Der Teddy zog sich so schnell mit Wasser voll, dass er ihn nicht mehr aus dem Wasser heraus bekam. Meine Mutter kam und sah die Bescherung. „Siegfried, was machst du da“? „Ek do em bode“, war die Antwort: „Mama, ich tue ihn baden! Wir zogen den Teddy aus dem blauen Wasser, und er kam nach draußen zum Trocknen. Aber die Sonne und der Wind haben es nicht geschafft, ihn zu trocknen. Ich glaube, wir beiden Kinder schlitzten ihm dann den Bauch auf und waren sehr enttäuscht, dass er keine Eingeweide hatte, wie ein Schwein, sondern nur Sägespäne!

Eines Tages ist Siegfried mir aus dem Küchenfenster gestürzt, obwohl ich der Meinung war, ich hätte ihn fest gehalten. Gott sei Dank ist ihm nichts passiert. Mama wollte mit mir schimpfen, aber irgend jemand von den Nachbarfrauen hat Mama zu-recht gewiesen und gesagt: Martha, Toni ist doch selbst noch ein Kind und kann nicht ganz dafür verantwortlich sein! Er hat wirklich oft einen Schutzengel gehabt!

Siegfried war ein fröhliches Kind! Wenn er ein Stöckchen fand, legte er es gleich über seine Schulter, und dann marschierte er los und sang dazu. Alles mögliche, was er von den Großen aufgeschnappt hatte. Einer unserer Nachbarjungen hatte ihm einmal ein Taschentuch an die Spitze des Stocks gebunden, und nun hatte er auch noch eine Fahne. Schade, dass es kein Bild mehr von ihm gibt, wo er so zwei Jahre alt war. Ich würde ihn gerne heute mit unserem Enkel Richard Ludwig vergleichen.



Auf diesem Bild trage ich mein schwarzes Trauerkleid. Vater ist erst vierzehn Tage nach Siegfrieds Beerdigung auf Urlaub gekommen und wir sind fotografiert worden. Auf die gepunktete Schürze mit Rüschen unten drin, werde ich besonders stolz gewesen sein, weil ich sie behutsam unten mit spitzen Fingern festhalte. So wurde das schwarze Kleid bei Spielen nicht schmutzig.

Bald war die Zeit um und er musste wieder zurück in den Krieg. Die Sorgen um ihn begannen wieder.

6 In der Schule



*Schule in Kummeln:
Von links Erika Krieg, Grete Kalweit, Gertrud Schmetzer; Willi Huff. Das Bild ist leider sehr schlecht!*

Als Siegfried fast ein Jahr alt war, bin ich in die Schule gekommen. Ich bin vom ersten Tage an gern dorthin gegangen. Natürlich bekam ich auch eine

Schultüte. Unsere Schule war eine einklassige Volksschule. Alle vom 1. bis 8. Schuljahr wurden gemeinsam unterrichtet.

Meine Lieblings-Lehrerin hieß Fräulein Oschatz. Sie war wohl noch sehr jung und als BDM¹⁰ Mädchen zu uns abkommandiert. Das kann man, denke ich, an der BDM Uniform ablesen, die sie trug. Fast alle Lehrer waren ja im Krieg. Überall mussten die 17 bis 21 Jahre alten jungen Frauen mitzufassen. Zu unserer Schule gehörte ein großer Schulgarten. Im Frühjahr mussten die Jungen die Beete umgraben. Die Mädchen durften harken und säen. Da gab es zum Beispiel Radieschen, Möhren, Erbsen, Rettiche und Kohlrabi. Im Sommer wurde daher zu jeder Pause Rohkost zum Butterbrot gegessen. Das wurde dann frisch geerntet, an der Pumpe im Schulgarten abgewaschen – und hinein ging's in den Mund. Auch ein herrlicher Blumengarten gehörte dazu. Zum Muttertag ging die Lehrerin mit uns dorthin und jedes Kind bekam einen Strauß für die Mutter mit nach Hause. Ich war sehr stolz auf meine Pfingstrosen, die ich zusammen mit einer gestickten Karte Mutter auf ihr Nachtschränken stellte. Eine kleine, gelbe Ente war darauf zu sehen – eine Nadelarbeit¹¹ auf Papier, bei der ein dicker gelber Faden durch vorgestanzte Löcher gezogen wurde. Ich war sehr stolz auf meine erste Handarbeit.

¹⁰ BDM (Bund Deutscher Mädél), eine nationalsozialistische Organisation für junge Mädchen, in drei Altersstufen (Jungmädél 10 - 13 jährig; BDM 14 - 17 jährig, das Werk „Glaube und Schönheit“ für die 17 - 19 jährigen. Letztere wurden im Krieg z.B. als Lazarett-, Luftschutz- und Landhelferinnen eingesetzt. Im westpolnischen eroberten „Reichs-Warthegeau“ etwa verbrachten sie ein Pflichtjahr bei neu angesiedelten „volksdeutschen“ Bauern, die oft Analphabeten waren und denen im Haushalt geholfen werden sollte. Fräulein Oschatz mag eine solche „Lehrerin“ gewesen sein.

¹¹ Solche „Bastelarbeiten“ machten BDM Mädchen in ihren Gruppenstunden. Da nach der Ideologie „Jugend .. Jugend führen sollte“ fiel ihnen auch nicht wirklich viel ein. Hauptsache fit machen für den Krieg usw.



Bild von BDM Mädchen in solch einem ähnlichem, blauen Kleid- nur aus Plettenberg im Sauerland

Frl. Oschatz trug immer die damals übliche BDM-Kluft – ein blaues Kleid mit einer braunen Dirndl-Schürze und ein Halstuch mit einem Lederknoten. Sie bewohnte bei dem Bauern Loleit ein Zimmer. Wir waren glücklich, dass wir mit ihr einen gemeinsamen Heimweg hatten und ihre Aktentasche ein Stückchen tragen durften. An der Ecke trennte sich unser gemeinsamer Weg. Frl. Oschatz blieb stehen, hob zum Abschied ihre Hand und sagte: „Heil Hitler, Kinder!“ Wir erwiderten den Gruß und gingen nach Hause. Mir fällt noch ein, dass Frl. Oschatz einen sehr auffälligen, ganz besonderen Gang hatte. Sie hielt beim Gehen ihre Arme ganz steif. Ich fand das ganz toll. Disziplin war bei den Nazis alles. Einmal war ich in der Schule eingeschlafen. Eine Ohrfeige weckte mich und die ganze Klasse rief: „Gute Nacht, Toni!“

Eines Morgens sagte unsere Lehrerin während des Unterrichts zu uns: „Stellt euch vor, der Führer würde mit einem Flugzeug in unserem Schulgarten landen. Was würdet ihr dann tun?“ Wir waren bei dieser Vorstellung natürlich alle sehr aufgeregt. Es folgte einige Zeit großer Stille. Niemand wusste etwas darauf zu sagen.

Wenn ich am Nachmittag die Schularbeiten gemacht hatte, nahm ich Onkel Emils braune Lederaktentasche, trommelte die kleineren Kinder aus der Nachbarschaft zusammen, und wir spielten Schule. Ich erinnere mich, dass sie später – für die Flucht – zu einem richtigen Tornister umgearbeitet worden ist. Natürlich war ich Frl. Oschatz und versuchte ihre Sprache, ihren Gang und Gestik nachzuahmen. Mein Berufswunsch stand also mit sieben Jahren fest: Ich werde einmal Lehrerin.

Irgendwann sagte meine Lehrerin zu meiner Mutter: „Das Kind ist zu schade für eine Dorfschule! Es muss in eine größere Schule“. Sie bot ihr an mir deswegen gern Nachhilfe zu geben. So ging ich nachmittags zu ihr - zu Bauer Loleit – wo sie ein Zimmer bewohnte. Dann setzten wir uns bei schönem Sommerwetter in den Garten unter den großen Kruschkenbaum¹². Ich war immer etwas verträumt. Was mag sie mir, dem in der Schule so schüchternen Mädchen, beigebracht haben? War es das 1 x 1? Ich weiß es leider nicht mehr genau. Schade!



In der Nähe fast jeden ostpreußischen Dorfes lag ein See. Im Sommer gingen wir also mit der Schulklasse gemeinsam zwei Kilometer weit durch eine Senke und über einen kleinen Höhenrücken, über Feldwege oder auch Wiesen zum Seehauser¹³. Der See ist etwa 520 m lang und 250 m breit. Er ist von Bäumen, zum Beispiel Tannen und viel Schilf umgeben, und lag ganz verwunschen da. Frl. Oschatz wollte uns hier das Schwimmen beibringen. Ich war eigentlich sehr ängstlich. Ich weiß es noch wie heute: Wir standen auf einem kleinen Holzsteg, der schon ins Wasser führte. Sie hielt uns einen kurzen Vortrag, während wir ins Wasser starteten. Plötzlich – ganz unerwartet – bekamen wir von hinten einen Schubs¹⁴ und landeten im Wasser. Ich habe mich so erschrocken, und andere wohl auch, dass ich furchtbar geschrien habe: Ich hatte die Ohren, die Nase, die Augen und den Mund voll Wasser und Wasser geschluckt. Ich wollte nur wieder raus und schrie fürchterlich. Ich hatte keine Lust mehr zum Schwimmen lernen. Diese pädagogisch unmögliche Methode (bei den Nazis soll es überall so oder ähnlich gehandhabt worden sein!) machte mir nur Angst vor dem Wasser – vor allem, wenn ich keinen Boden mehr unter den Füßen hatte. Das ist noch lange geblieben.

¹² Kruschkenbaum = Birnenbaum.

¹³ Auf dem Messtischblatt ist er als Sursensee eingetragen, wahrscheinlich die offizielle Bezeichnung.

¹⁴ An diese nazistische „Pädagogik“ kann auch ich (K.L.) mich sehr gut erinnern. Als Mutprobe „fliegen“ wir vom 10 Meter Brett des Sprungturms. Das hat mein Verhältnis zum Wasser lebenslang beeinflusst!

7 Herrliche ostpreußische Winter

Im strengen ostpreußischen Winter wurde ich für meinen Fußweg zur Schule so dick eingepackt, dass ich mich kaum bewegen konnte. Also: Selbst gestrickte lange Schaf Wollstrümpfe, eine Klapp Unterhose (lang), Mütze, Muff, Schal vor den Mund gebunden, Handschuhe usw. Manchmal lag der Schnee so hoch, dass man nicht wusste,



wo die Straße aufhört und der Graben anfängt.

Von links: Toni, Kusine Gertrud und Vetter Rudi Schmetzer

Das merkte man dann erst, wenn man einmal bis zum Bauch im Schnee saß. Ich kam dann ganz schön ins Schwitzen, bis ich mich mit aller Kraft aus den Schneemassen befreit hatte. Eine

immer wieder große Versuchung war, meine Zunge auszustrecken und damit am Eisendraht des Zaunes entlang zu fahren, so dass sie kleben blieb. Uns Kindern wurde das zwar verboten und immer wieder gesagt: „Irgendwann einmal bleibst du daran hängen und kommst nie wieder davon los“! Oder das andere Spielchen: Einen Telegrafmast umarmen, das Ohr an den Mast zu legen und zu horchen, denn es hieß: Da sitzt eine Hexe drin und mahlt Kaffee! Manchen Nachmittag bauten wir Kinder uns richtige Puppenstuben ganz aus Schnee, indem wir uns ein großes Quadrat frei schaufelten, Wände stehen ließen und unsere Stube durch einen kleinen Eingang betraten. Wir waren darin sehr geschützt vor Wind und Kälte. Es dauerte nicht lange, dann war unser Schneehaus auch möbliert. Es gab einen Herd, einen Tisch und Stühle darin. Wir holten uns Holz, alte Kochtöpfe, Bratpfanne, Löffel, Schöpfkelle usw. Es war warm in unserem „Iglu“. Wie traurig waren wir, wenn uns ein Schneegestöber über Nacht alles zugeweht hatte. Mein Vetter Rudi holte mich ab und zu zum Schlitten fahren ab. Im Dorf war der Teich zugefroren. In seiner Mitte wurde ein dicker Pfahl ins Eis geschlagen, dann befestigte man eine lange Stange daran und die Schlitten wurden daran festgebunden. Fertig war das Karussell auf dem Eis. Die Winter in Ostpreußen waren einfach herrlich. Ich fand es immer besonders schön, wenn die Fensterscheiben total zugefroren waren und ich die wunderschönen Eisblumen bestaunen konnte. Daher auch das Lied: „A, a, a, der Winter der ist da! „Blumen blühen an Fensterscheiben, sind sonst nirgends aufzutreiben“. Ich hauchte mir mit meinem Atem ein kleines Loch in das Eis. Den Winter fand meine Mutter nicht so gut, weil sie gleich morgens das Haus vom Schnee freimachen musste. Zuerst: Die Haustreppe, dann einen Gang vom Haus zum Stall.

Eine tolle Schlittenfahrt ist mir in besonderer Erinnerung geblieben. Wir Kinder aus dem Dorf – mein Vetter Rudi war auch dabei – hatten unsere kleinen Schlitten an einem großen Pferdeschlitten festgemacht. Mit Peitschenknallen und Schellengeläut begann darauf eine schnelle Fahrt durch die tief verschneite Landschaft. Wir hatten den Kutscher, der dick eingemummt unter seiner Pelzdecke saß, gar nicht gefragt, wo er hinfährt und ob er auch wieder zurück fährt. Wir Kinder fanden das Abenteuer eben einfach lustig, und hatten über die Entfernung gar nicht nachgedacht. Als der Schlitten dann im Dorf Brakupönen (später: Roßlinde) – ich glaube so hieß der Ort – zum Stehen kam, hörten wir mit großem Schrecken, dass hier Endstation war. Der Kutscher band die Pferde an einen großen Baum und verschwand in der Gaststätte, wobei er murmelte: „Ich fahre nicht wieder zurück!“ Also mussten wir zu Fuß wieder nach Hause – in die beginnende Dämmerung hinein. Allmählich waren meine



Schuhe und Strümpfe total durchnässt und ich begann zu weinen. Doch mein Vetter Rudi packte mich entschlossen auf den Schlitten, und die Größeren zogen die Kleinen. Da ging es im Dauerlauf durch den knirschenden Schnee. Steif vor Kälte kam ich zu Hause an. Meine Mutter war froh und steckte meine Füße gleich in die Röhre des Kachelofens.
Bild: Links: Heinz stehend ; sitzend von lks.: Dieter und Erwin Schekat, meine Vettern

Der Weihnachtsmann kam in Ostpreußen so richtig ‘ von drauß‘ vom Walde komm‘ ich her‘ mit dicken Stiefeln, Pelzmütze, Fellmantel und einem Kartoffelsack auf dem Rücken. Natürlich durfte der Stock auch nicht fehlen. Mit großem Gepolter kam er ins Haus und schüttete den großen Sack auf dem Zimmerboden aus. Die Spielsachen, die in dem Sack steckten, waren vorher bei allen Familien, zu denen er gehen sollte, eingesammelt worden. Ich staunte

nicht schlecht, was da so alles zum Vorschein kam: Teddybären, Pferdchen mit Stall und Leiterwagen, Puppen, Blechspielzeug usw. „So mein liebes Tonke, sagte der Weihnachtsmann, nun darfst du dir etwas Schönes aussuchen!“ Meine Kusine Gertrud, die den Weihnachtsmann spielte, war wohl fest der Meinung, dass ich mir die Puppe aussuchen würde, die für mich bestimmt war. Aber – ich wollte die Puppe nicht – sondern ein Pferd und den Pferdestall. Weil nun das Geschenkprogramm durcheinander zu kommen drohte, wollten die Kusine und meine Mutter mir mit allen Überredungskünsten die Puppe schmackhaft machen. Doch ich fing an zu weinen und sagte unter Tränen: „Ihr habt gesagt , ich könnte mir etwas aussuchen!“ Doch es blieb dabei: Ich musste die Puppe nehmen.

Als der Weihnachtsmann mich zu allem Überfluss auch noch fragte, ob ich beten könnte, sagte ich zu meiner Mutter: „Mama, bet du!“ Am andern Morgen stellte meine Mutter voller Ärger fest, dass der Weihnachtsmann mit der Spitze seines Stockes lauter Dellen in den Linoleumboden gestanzt hatte. Ja, die Winter in Ostpreußen waren sehr kalt, aber härteten uns doch sehr ab. Grippe war für uns ein Fremdwort.



Ab und zu gingen wir abends zu meiner Tante Emma. Auch den Luxus von Straßenlaternen gab es in den kleinen Dörfern nicht, wo manche zu der Zeit noch nicht einmal elektrisches Licht hatten. Da holte mein Vater eine Stalllaterne aus dem Stall und beleuchtete vor uns den Weg. Noch heute gefällt es mir sehr, wenn der Schnee unter den Schuhsohlen knirscht. Angekommen saßen alle wieder am Kachelofen, erzählten, tranken das ostpreußische Nationalgetränk Bärenfang¹⁵ – aus Bienenhonig gegoren – und aßen dazu ostpreußische Pfefferkuchen.

Wenn ich müde wurde, legte man mich in irgendein Bett. Der Nachhauseweg war danach aber immer hart. Ich wäre so gern im molligen Bett geblieben. Mein Vater nahm mich auf den Arm, die Laterne in der andern Hand, und trug mich bis nach Hause. Dort angekommen war natürlich der Kachelofen noch warm. Das Federbett wurde zwei Minuten – der Länge nach – an den Ofen gehalten und ich wurde warm damit zugedeckt. Das wärmte besser als eine Wärmflasche. Bis heute liebe ich – als Kindheitserinnerung – diese praktischen, großen Öfen. Ob diese Öfen von den Vorfahren aus Österreich mit nach Ostpreußen gebracht worden sind?

¹⁵ Rezept: Man nehme eine ¼ Liter Saftflasche, fülle sie 2-3 cm hoch mit Wasser, gebe einen Viertelliter flüssigen Honig dazu, schüttele gut durch oder nehme den Mixstab und ergänze den noch leeren Raum der Flasche mit Alkohol oder Schnaps (2001 in Gumbinnen nahmen wir 40% Wodka. Nelken oder andere Gewürze kann man nach Belieben zufügen. Um einen „Gesundheitstropfen“ herzustellen nahm unser „Lehrer“ in Gumbinnen Außerdem noch 2 kleine Fläschchen (je 25 ml.) Propoli Tinktur - von den Bienenköniginnen und verschrieb uns die tägliche Einnahme von einem Teelöffel!

Jeden Morgen bestückte meine Mutter den Ofen mit einem großen Korb Torf. Wenn der gut brannte, wurde der Ofen zugeschraubt und hielt ungefähr den ganzen Tag über warm. Abends legte man ein Brikett (Presskohle aus Kohlenstaub) in Zeitungspapier gewickelt auf die Feuerung, damit man morgens gleich neue Glut hatte. So ein Ofen war zwischen zwei Zimmer gebaut und heizte so gleich beide Räume – Wohn- und Schlafzimmer – und hatte die Ofenklappe im Wohnzimmer, wo der Ofen „gefüttert“ wurde. Die Äpfel in der Bratröhre verbreiteten immer einen herrlichen Duft. Zu meiner Mutter, die sehr gern die Wohnung anders möblierte und häufig alles umstellte, soll ich einmal gesagt haben: „Mama, du räumst so gern um, aber den Ofen hast du noch nie umgeräumt. Stell den doch einmal woanders hin!“ Klar, dass das nicht möglich war und Gelächter auslöste.

Der gekachelte Ofen in der Küche war so gemauert, dass man noch ziemlich bequem – der Länge nach – darauf liegend Platz hatte, wenn er nicht mehr so warm war. Einmal bin ich mit meinen neuen Schuhen auf den Ofen geklettert und dort eingeschlafen. Dort stand auch noch eine Schüssel mit Milchsuppe. Ich geriet im Schlaf mit den Schuhen in die Suppe. Die schönen, braunen Schuhe waren danach total verfärbt. Die Suppe bekamen zwar die Schweine, aber mir taten – in meinem Seelenschmerz – die Schuhe leid. Denn es war Krieg, und Schuhe gab es nur auf Bezugsschein! Ja, der warme Ofen war eine ganz besondere Sache! Fühlte sich jemand nicht wohl, hieß es: Geh auf den Ofen!

Ein Unglück war auch folgendes. Ich hatte ein schönes, glänzendes Handtäschchen, das in allen Farben schillerte, weil es aus Perlen bestand, die wie Fischschuppen aussahen. Beim Spielen an Tante Emmas Ententeich hatte ich es – im Spieleifer – vergessen und liegen gelassen. Eine Nacht lag es nun draußen im Regen. Aller Glanz war verschwunden. Da war ich so unglücklich und konnte es doch nicht ändern. Oft denke ich jetzt noch, was wohl damals in mir vorgegangen sein mag, wenn ich das, was ich so gern hatte, verloren oder liegen gelassen hatte?

Dabei fällt mir ein Blechspielzeug ein: Eine Mutter, die eine kleine Hornpuppe in einem Steckkissen auf den Armen hielt. Wenn man sie mit einem Schlüssel aufzog, dann drehte sie sich mit dem kleinen Püppchen. Als ich eines Tages unter dem Küchentisch saß, habe ich das kleine Hornpüppchen ganz zerbissen. Wie unglücklich war ich danach. Aber – warum? Warum tat ich das? Ich würde es heute gern wissen!

Eines Tages nach Weihnachten – die Schule hatte schon wieder begonnen – befanden wir uns auf dem Heimweg. Plötzlich blieben wir verwundert und staunend am Gartenzaun das Bauern Modregger stehen. Im Vorgarten lag ein großer, geschmückter Tannenbaum, den wir alle bewunderten. Da näherte sich die Tochter des Bauern und rief uns vergnügt zu: „Ihr könnt ihn plündern!“ Das war eine Seligkeit! Ich steckte mir ein buntes Glasvögelchen in die Manteltasche und ging damit ganz vorsichtig nach Hause, immer wieder mit der Hand nach dem Vögelchen tastend. Als ich es aber heimgekommen aus der Manteltasche nehmen wollte, um es meiner Mutter zu zeigen, die dort an einem Waschtupfen Strümpfe wusch, zerbrach es mir in der Hand. Ich weinte vor tiefem Kummer.

Zur Ablenkung durfte ich aber gleich waschen helfen, weil ich doch so gern in der Waschlauge und mit Seife planschte, damit ich über den Schmerz hinweg kam. Immer schon wollte ich doch so gern helfen.

Aber meistens hörte ich nur: „Das kannst du noch nicht!“ Wenn die Strümpfe dann draußen zum Trocknen hingen, waren sie bald steif gefroren. Dann holte ich sie in die Wärme und sagte schließlich verwundert, als sie aufgetaut in sich zusammen fielen: „Mama, guck mal, die Strümpfe werden alle welk!“ Auch wollte ich als kleines Mädchen immer schon gern stopfen können. So nahm ich eine Schere und schnitt mir in die Strümpfe, die ich trug, am Knie kartoffelgroße Löcher, damit ich anschließend wieder stopfen konnte. Mutter war nicht begeistert davon.



Martha, Siegfried und Toni

Natürlich gab es auch Pflichten, die mir gar nicht gefielen. Kartoffeln aus dem dunklen, unbeleuchteten Keller holen, wo dicke, hässliche Kröten bei der Ernte mit in den Keller geschlüpft waren. Ich hatte schreckliche Angst vor ihnen. Aber — ich musste gehen! Oder Mamas Singer Nähmaschine Staub putzen, wo an beiden Seite der Maschine am Eisengestell Frösche mit Grün und Gold abgebildet waren. Die wollte ich nicht berühren, weil ich Angst vor ihnen hatte. Diese Angst ist bis heute geblieben!

8 Und – herrliche Sommer

Ich habe sie so unendlich schön empfunden – es knisterte manchmal förmlich in der Luft, so dass ich noch vieles so gut in Erinnerung behalten habe. Da war nach einem lange, kalten Winter endlich das Frühjahr da. Doch manchmal lag noch zu Ostern Schnee, und es fing so langsam die Schneeschmelze an. Vielleicht habe ich da schon meine Liebe zur Natur entdeckt und zu allem, was da singt, kriecht, fliegt und blüht.

Der eigentliche Baum Ostpreußens ist wohl die Linde. Mir aber kommen beim Birkenbaum – meinem Lieblingsbaum – so viele liebe Erinnerungen. Ich sehe die langen Birkenalleen und kleinen Birkenwäldchen vor mir. Ich sehe meine Mutter zu Pfingsten den „Mai“ ins Haus holen, wenn alles mit Birkengrün geschmückt wurde. Über den Betten im Schlafzimmer hing ein sommerlicher Behang – oder war es ein Bild? – den meine Mutter gestickt hatte, mit Schmetterlingen, Blumen usw. und dem Spruch darauf: „Trautes Heim – Glück allein“. Heute würde ich gern manches Mal nachfragen: Was war eigentlich noch darauf zu sehen? Aber das geht ja leider nicht mehr! Meine Mutter lehnt es schon lange strikt ab, an Ostpreußen erinnert zu werden!

Zu Ostern fällt mir die Sitte ein, sich gegenseitig „Ostern, Schmackostern“ zu wünschen. Früh am Ostermorgen wurden Palm- oder Kätzchenzweige geschnitten, und man versuchte, Langschläfer aus der Familie, Nachbarn, Freunde etc. mit den Zweigen aus dem Bett zu werfen (Bettedecke weg, und dann mit den Zweigen auf den Schlafenden. Das soll etwas mit ‚Auferstehen‘ zu tun haben). Ich fand das immer sehr lustig, und jede so „Auferweckte“ wollte natürlich, dass es beim nächsten Schläfer auch praktiziert wurde. So wünschte man sich „Frohe Ostern“!



Ostereier im Garten zu suchen, dazu war es meistens zu kalt oder zu naß, und oft lag ja auch noch Schnee. Selbstverständlich wurden die schönen bunten Eier auch bei den Nachbarn bestaunt. Über die Osterfeiertage haben wir viele hart gekochte Ostereier gegessen. Tolle, natürliche Eier von freilaufenden Hühnern! Wahre „Bio-Eier“! Das Wort Diät und Cholesterin waren damals in Ostpreußen sowie so noch Fremdworte. Große Freude herrschte im Dorf, wenn im Frühjahr die ersten Störche wieder aus den südlichen Ländern zurückkehrten. Allgemeines Rufen und Staunen ging durch das ganze Dorf. „Die Störche sind da! Die Störche sind da!“ Beim Bauern Pilzecker sind sie schon beim Ausbessern der Nester! Ein gutes Omen für jedes Gehöft, auf dessen Dach ein Storchenpaar brütete. Ein herrlicher Anblick, wenn man diese schönen Vögel durch das frische Grün der Wiesen stolzieren sah auf der Suche nach Mäusen oder Fröschen. Abends war dann ein Konzert bei den Fröschen am See, sie begannen zu unken und zu quaken. Abendstille überall – kein Auto – nur ab und zu klapperte ein Pferdefuhrwerk. Ich liebte die saftigen Wiesen mit ihrem fett-gelben Löwenzahn.

Manchmal warf ich mich in das Grün, wo mich niemand finden konnte, verschränkte die Arme über den Kopf, schlug die Beine übereinander und schaute lange in den blauen Himmel mit seinen weißen Wolken, und hatte immer den Wunsch und die Vorstellung: Wenn ich nur ein Stückchen laufe, dann kommt der Himmel zur Erde, und ich könnte mich in die weichen Wolken fallen lassen. Ja – so weit konnte man in die Weite des Himmels sehen. Wenn ich genug geträumt hatte, fing ich, an Löwenzahn zu pflücken und mir daraus einen Kranz zu flechten. Den setzte ich mir auf den Kopf und kam fröhlich nach Hause.

Das Wort „Meditation“ hatte ich natürlich noch nicht in meinem Wortschatz, aber ich wusste instinktiv, was „Stille“ war, und wie gut das tut! Heute weiß ich: Dies war mein erstes ‚meditieren‘ in Gottes herrlicher Natur, das jetzt so modern ist. Kraft hole ich mir auch heute noch immer in meinem Garten.

Im Sommer liefen fast alle Leute auf dem Lande barfuß. Doch manchmal wurden die sandigen Wege so heiß, dass man sich fast die Fußsohlen verbrannte, oder man musste ganz, ganz schnell laufen. Für uns Kinder war es kein Problem, so auch über die Stoppelfelder zu gehen. Wir setzten einfach unsere Füße nicht von oben auf, sondern, wie Schlittschuhläufer, die ihre Füße seitlich setzen, legten wir so die Stoppeln flach. Eine gute, natürliche Fuß Massage! Auf den Kornfeldern in Ostpreußen gab es noch Klatschmohn, Kornblumen und Kornraden im Überfluss. Da war es für uns Kinder ein beliebtes Spiel, ins Korn zu gehen, dort Blumen zu pflücken und hier zu spielen. Damit machten wir uns bei den Landwirten natürlich nicht beliebt. Denn es wurde ja fast alles noch mit der Sense von Hand gemäht. Selbstbinder gab es erst wenige. Da war es besonders schwer, wenn das Korn niedergetreten am Boden lag. Also gab es für uns Kinder ein Abschreckungsmittel, damit wir nicht ins Feld laufen sollten. Da wurde die Kornmuhme oder die Roggenmuhme ins Spiel gebracht: Man sagte uns: Die sitzt im Kornfeld, ist ganz aus Eisen, hat auch eiserne Brüste, aus denen muss man trinken, und die Milch ist giftig, dass man stirbt. Oft habe ich von ihr geträumt und bin nur voller Angst an jedem Kornfeld schnell vorbei gerannt, wobei ich mich immer wieder mit Herzklopfen ängstlich umschaute, ob sie schon hinter mir her wäre.

An heißen Sommertagen hatten wir oft Durst. Tütchen mit Brausepulver oder Sprudel in Flaschen war auf den Dörfern nicht immer vorrätig. Der nächste Gasthof aber lag drei Kilometer entfernt im Dorf Schorschinen (später Moosgrund). Man gab uns die Einkaufstasche voll leerer Flaschen mit, und wir freuten uns den ganzen Fußmarsch auf unseren Sprudel, den es bald geben würde. Als wir verschwitzt und staubig dort ankamen, war die Limonade ausverkauft, bei der Hitze ja auch kein Wunder. Also ging es enttäuscht wieder den gleichen Weg zurück. Dann machten uns die Eltern wie üblich die „Brause“ selbst, in dem sie einen Schuss Essig, einen Löffel Zucker und kaltes Wasser aus dem Brunnen ins Glas gaben. Lecker war’s! Wenn man damals gewusst hätte, wie gesund Essig ist! Die alten Leute aber munkelten, Essig ist schädlich: Ein Tropfen Essig gibt zehn Tropfen weniger Blut im Körper. Also standen wir Kinder nach dem dritten Glas herum und zogen uns die Augenlider herunter, um nachzusehen, ob wir schon blutarm wären.

Dabei stammte unser gesamtes Essen doch aus dem eigenen Garten oder Stall. Da gab es etwa Flinsen (Reibeplätzchen), dazu Sauerkirschsuppe, Kartoffelkeilchen (= Klöße aus rohen Kartoffeln) mit Speck und viel gebratenen Zwiebeln oder Spirgeln (= gebratenes Bauchfleisch), frischen Kopfsalat mit viel Zwiebel Schlotten mit saurer Sahne angemacht.

Die Hühnersuppe füllte meine Mutter mit selbstgemachten Nudeln auf. Einmal habe ich mit meiner Kusine Lotte, die bei uns kurze Zeit als Kindermädchen tätig war, ein ganzes Huhn allein gegessen. Ich glaube, danach setzte es Schimpfe, und ich wurde mehrfach gefragt, ob mir nicht übel wäre. Doch – keine Spur davon! Danach erzählten sie: Lotte und Toni schaffen ein ganzes Huhn allein! Es schmeckte je auch zu toll!

Käsekuchen und Mohnkuchen waren meine Lieblingskuchen. So backte meine Mutter manches Mal einen Käsekuchen, den sie abends dann zum Kühlen auf Nachtschränken stellte. Aber – morgens war nur noch die Hälfte davon da. Ich fand es auch besonders schön, wenn meine Mutter abends zuhause war und wir zusammen schlafen gehen konnten.

Einmal machte meine Mutter einen Ersten Hilfe Kurs mit, und die Verbandstasche lag neben ihrem Bett. Als ich morgens aufwachte, fand ich, dass mein Daumen zugepflastert war, und fragte sie: „Mama, was hast du gemacht? Du hast mir heute Nacht den Daumen verklebt“. Da erzählte sie mir: „Ich bin in meinem Ersten Hilfe Kurs gewesen und habe dort Verbände anlegen geübt. Da mussten wir beide schrecklich lachen¹⁶“.

Welch eine Glückseligkeit war es, wenn ich mit meiner Mutter lachen konnte! Oft aber war sie mit ihren Gedanken nicht anwesend. Ich spürte das und wurde ihr gegenüber dann oft unausstehlich, weil ich mehr Zuwendung haben wollte und lieber mit ihr schmuste. In solchen Augenblicken aber war ihr das alles zu lästig. Wenn sie im Sommer vom Feld kam, musste ich eine Waschschißel mit Wasser, Seife und Handtuch holen und ihr die Füße waschen. Ich planschte dann gern mit dem Wasser und mit der Seife herum und meine Mutter sagte dann genießend: „Du hast so schöne, weiche Patschhände! Die tun mir wohl!“

Von unserem „Seehauser See“ habe ich schon im Zusammenhang mit meinem Schulbesuch gesprochen. Wir konnten das Gewässer leicht zu Fuß erreichen. In der Erntezeit wurden nach der Arbeit die Badesachen zusammen gesucht, Seife, Handtuch und Badeanzug herausgeholt, und ab ging es zum See. Es war ein klarer, sauberer See, umgeben von Wiesen, Bäumen und Schilf. Gute Schwimmer konnten den See leicht durchqueren. Ich war ängstlich. Sobald ich keinen Boden mehr unter den Füßen hatte, machte ich kehrt.

Wer hart arbeitet, feiert auch gern! So wurde bei uns oft gefeiert. Anlässe gab es eigentlich immer dazu, oder man dachte sich welche aus. Ich fand das immer sehr lustig. Alle hatten sich fein gemacht. Einmal war meine Großtante Emma dabei. Sie hatte ihre Brennschere mitgebracht. Die wurde dann auf die heiße Herdplatte gelegt. Und die andern Frauen und auch ich bekamen eine schöne Welle ins Haar gelegt. Ich bewunderte die Tante auch deswegen, weil sie gut singen und auch tanzen konnte. Eins ihrer Lieder ging so: „Übers Meer ein Schiff gezogen kam, mit einem, der ein Mädél nahm ...“. Meine Mutter hatte dann auch immer gute Laune, wenn die Stube voll war. Sie holte dann großzügig herbei, was Küche, Keller und Räucherammer zu bieten hatten. Sie riss die Weckgläser an den Gummiringen auf und schmierte belegte Brote. Gastfreundschaft wurde eben ganz groß geschrieben.

¹⁶ So etwas Ähnliches muss sie bei oder mit den Soldaten gemacht haben, als sie später häufig lange Zeit abwesend war.

9 Siegfrieds Tod

" *Es ist bestimmt in Gottes Rat, dass man vom Liebsten, das man hat, muss scheiden*". So steht es in der Anzeige, die ich Lotte Lamprecht zu verdanken habe, die noch ihr Fotoalbum aus Ostpreußen besitzt und die Anzeige darin aufgehoben hatte. Ich werde den Tag, als das Schreckliche geschah, nie vergessen.

Es war kurz vor Ostern. Im Haus wurde geputzt, Gardinen gewaschen und so weiter. Draußen auf dem Hof stand ein großer Holzbottich mit Wäsche in heißer, kochender Lauge. Die Frauen hatten lange, stabile Holzlöffel, mit denen die Wäsche aus der Lauge genommen wurde. Siegfried hatte das beobachtet, holte sich ein Stöckchen und wollte damit auch die Wäsche aus dem Bottich holen. Er musste sich wohl sehr mit dem Oberkörper vornüber gebeugt haben, weil die Holzbottiche ziemlich hoch waren. Das Stöckchen zerbrach, und er fiel mit der rechten Seite in die hei-

ße Lauge. Plötzlich ein lautes Gebrüll! Siegfried kam schreiend ins Haus gelaufen. Ich weiß noch: Er hatte einen weiß-blauen Wollpullover an. Mama stand auf der Leiter, Gardinen abnehmend. Sie kam schnell gerannt, nahm die Schere und schnitt den Pullover von unten bis oben auf. Da sahen wir: Die Haut löste sich gleich mit dem Pullover ab! Es war schrecklich! Ich schrie auch und lief weg; Mama lief zum Bauer Pilzecker, um zu telefonieren. Siegfried schrie weiter wie am Spieß. Ich musste bei ihm bleiben. Das war für mich das



Schrecklichste in meinem Leben. Dabei sein und nicht helfen können. Es war furchtbar. Schließlich kamen dann zwei Nachbars Frauen. Alle hatten gute Ratschläge: Kühle Wäsche aus den Schrank holen und auf die Brandwunden legen, die andere sagte: Mit Mehl bestreuen usw. Für den, der so warten muss, sind Minuten eine Ewigkeit!

Siegfried musste so schnell wie möglich nach Ebenrode ins Krankenhaus gebracht werden. Bis dahin waren es 16 Kilometer oder etwas mehr! Einen Arzt gab es in Kummeln nicht. Ist er mit Pferd und Wagen transportiert worden, oder ob ihn Hannelore Pilzecker mit ihrem ersten VW-Käfer gefahren hat? Sie hatte damals schon einen! Ich weiß es nicht mehr! Oh, war das ein schrecklicher Tag!!! Ich weiß nicht, wer mehr geschrien hat, Siegfried oder ich. Ich war so unendlich hilflos.



Das Krankenhaus in Ebenrode heute.

Heute hätte er sicher nicht sterben müssen. Sie hätten ihn an einen Tropf gelegt, so dass die Flüssigkeit, die der Körper ja verliert bei so einer Brandfläche, immer neu zugeführt wird. Aber es war Krieg, und das spürte man auch im Krankenhaus, denn alle Blutkonserven und die entsprechenden Substanzen wurden an die Front und in die Lazarette geschafft. Ich weiß nicht, wie lange Siegfried da gelitten hat. Ich durfte ihn nicht besuchen.

Ständig gab es bereits des Nachts oder auch am Tage Fliegeralarm. Bei Fliegeralarm haben sie dann die Kleinen mit ihren Betten noch in den Luftschuttkeller gebracht. Siegfried hatte große Angst vor Fliegern. Eines Morgens hieß es dann: Er ist gestorben, das Herz hat versagt! Welch ein Morgen!!! Heute denke ich, der liebe Gott war ihm gnädig, dass er nicht mehr leiden musste, und dass die Flucht ihm erspart geblieben ist. Wie viele Kinder sind damals im kalten Winter verhungert und erfroren! Das ganze Dorf war in Aufregung und voll tiefer Anteilnahme. Wir weinten alle. Abends gingen meine Mutter und ich zu unseren Nachbarn zum Schlafen. Die Wanduhren wurden angehalten. Keine Uhr durfte ticken oder schlagen, so war es Brauch!

Siegfried stand bis zu seiner Beerdigung im Wohnzimmer aufgebahrt, wie es damals überall in Deutschland üblich war. Leichenhallen und Friedhofskapellen gab es ja noch nicht! Eine große Wanne mit kühlem Wasser oder sogar Eis stand neben seinem Sarg, um die Raumtemperatur zu senken. Mir hatte man eine kleine Fußbank hingestellt, und wenn man mich suchte, saß ich bei Siegfried. Ich habe ihm noch seine Milchflasche gefüllt und ihm noch bunte Ostereier mit in den Sarg gelegt. Es war ein trauriges Osterfest. Ich wollte Abends nicht alleine ins Bett. Aber als meine Mutter dann sagte: „Ich kann dir Siegfried mit ins Bett legen“, spürte ich deutlich, dass er in einer anderen Welt war, und ich keinen Anspruch mehr an ihn hatte. Mutters Bemerkung war natürlich nicht ihr Ernst!

Am Tag der Beerdigung war er so schön im Wohnzimmer aufgebahrt. Eine weiße Steppdecke war mit frisch gepflückten, blauen Veilchen besteckt, und Siegfried lag so friedlich da, als ob er etwas Schönes träumte. Bevor der Sarg zugemacht wurde, war es mir noch wichtig, dass er wirklich sein Osterei und die Milchflasche bei sich hatte. Viele Verwandte kamen von nah und fern; das Haus war voll. Ganz deutlich vor Augen sehe ich noch Oma und Opa aus dem Ohldorfer Pferdeoktschwagen steigen, jeder einen Kranz von bunten Stiefmütterchen in der Hand. Ich fand die Kränze sooo schön. Mama hatte mir bei der Schneiderin auch ein schwarzes Kleid nähen lassen, dazu eine schwarze Satin-Schürze mit Rüschen, die ich im Haus umbinden musste. Siegfrieds Sarg kam auf einen geschmückten Pferdewagen, und der Trauerzug begab sich zum Friedhof. Das Wetter war regnerisch und kalt. Ich hatte so gemischte Gefühle, von Trauer und Freude. Ich konnte das alles noch nicht begreifen. So freute ich mich über den vielen Besuch, Tanten, Onkel, Oma und Opa. usw. Und – der Vater ist im Krieg – und – er weiß es noch nicht!

Als Mama sich vor Siegfrieds Grabstätte auf den feuchten Lehm Boden hinkniete, dachte ich an ihr schönes schwarzes Kleid oder Kostüm. Von der Predigt des Pfarrers weiß ich nichts mehr. Hätte ich damals schon geahnt, dass ich einen Pfarrer heirate, hätte ich vielleicht besser aufgepasst.

Nun ist in Ostpreußen eine Beerdigung nicht nur ein trauriges Ereignis. Mama hatte viele Kuchen gebacken, und alle blieben zum Kaffee. Als mein Onkel Fritz (ich weiß nicht welcher, ich hatte drei oder vier Onkel, die „Fritz“ hießen) zu mir sagte: „Nun, Tonchen, nun hast du kein Brüderchen mehr“, soll ich ganz laut gesagt haben: „Onkel Fritz, aber dafür haben wir ganz viele Kuchen!“ Hinterher war mir etwas mulmig zumute. Sicher war es nicht ganz passend, was ich da gesagt hatte. Doch viele schmunzelten.

Als alle wieder gegangen waren, fing die Trauer richtig an. Ich weinte jeden Abend: „Siegfried soll kommen! Ich will nicht allein schlafen“. Einmal hatte meine Mutter eine hervorragende Idee. Sie nahm mich aus dem Bett, machte das Fenster weit auf, und ich sollte nach dem klarsten Stern am Sternenhimmel schauen, der ja in Ostpreußen besonders hell ist, und mir den hellsten und schönsten Stern aussuchen. Dann sagte sie: „Das ist Siegfried!“ Ich war für eine Weile getröstet und schlief ein. Ja, so etwas vergisst man nicht. Ich denke oft daran! Wie hieß doch damals das Lied, das immer wieder im Radio erklang und das die Soldaten in der Ferne „trösten“ sollte!?: „Heimat, deine Sterne“. Mein Vater konnte erst 14 Tage nach der Beerdigung auf Heimaturlaub kommen. Wir gingen zusammen zum Friedhof, meine Mutter ganz in Schwarz, mir hatte die Schneiderin auch ein schwarzes Kleid genäht. Davon gibt es noch Bilder.

Als es dann draußen wärmer wurde, und die ersten Blümchen blühten, pflückte ich Sträußchen, bin zum Friedhof gelaufen und habe Siegfrieds Grab geschmückt. Ich habe ihm etwas erzählt und nach den anderen Gräbern geguckt. Siegfried sollte das schönste Grab haben! Erwin Pilzecker, ein 19-jähriger Bauernsohn, war an einer Blinddarmentzündung gestorben. Natürlich war sein Grab immer mit frischen Blumen geschmückt. So auch im Sommer mit einem riesengroßen Strauß Pfingstrosen. Da nahm ich ein paar Stiele aus der Vase und brachte sie auf Siegfrieds Grab. Mit Angst und Zittern, weil man uns Kindern immer mit dem Sensemännchen Angst gemacht hat, der mit der Sense auf der Schulter Kinder verfolgt, die etwas Verbotenes auf dem Friedhof tun! Und ich hatte ja gestohlen!

Also bin ich, so schnell ich konnte, vom Friedhof gerannt. Am Ausgang musste man durch ein Drehkreuz gehen. Auf dem Weg nach Hause habe ich mich immer wieder umgedreht und geguckt, ob der Sensenmann schon hinter mir herkommt. Mein Herz klopfte ganz fürchterlich. Schade, dass meine Mutter nie mit mir zum Friedhof gegangen ist. Oder habe ich das vergessen? Ich weiß es nicht mehr!

Als die Russen dann in Ostpreußen einmarschiert sind, soll aus dem Friedhof ein Truppenübungsplatz geworden sein. Das haben jedenfalls Nachbarn erzählt, die nach ihrer Verschleppung noch einmal durch unser Dorf gekommen sind und dabei auch auf Siegfrieds Grab ein paar Feld Blumen niedergelegt haben. Damals war der Friedhof noch in Ordnung.

Als meine Mutter nun vor Jahren ihr Erziehungsgeld beantragen wollte, konnte sie Siegfrieds Geburt nicht nachweisen. Geburtsurkunde oder Stammbuch waren nicht mehr vorhanden. Gott sei Dank hatte Lotti Lamprecht, eine Freundin von ihr aus Kummeln, die Todesanzeige in ihr Fotoalbum gelegt. Darauf hat sich das Amt eingelassen, und meine Mutter bekommt nun für drei Kinder Erziehungsgeld. Seit dem 15. März 1996 habe ich auch ein Enkelkind mit Namen Richard Ludwig. In der Zeit nach seiner Geburt dachte ich sehr oft an meinem kleinen Bruder Siegfried und vergleiche Richard mit ihm. Siegfried war 2½ Jahre alt, als er starb.

10 Mein Vater



Mein Vater ist als jüngstes Kind erst 1913 geboren worden. Im 1. Weltkrieg musste die Familie bereits mit 6 Kindern auf die Flucht vor den Truppen des russischen Zaren gehen. Da war mein Vater gerade ein halbes Jahr alt. Es wird erzählt, dass Oma ihn unterwegs im Pferdeimer gebadet und ihn mit Stutenmilch ernährt habe. Mein Vater liebte seine Mutter sehr. Immer wenn er als Soldat einmal auf Urlaub kam, war er schon am nächsten Tag bei seinen Eltern zu Besuch. Woran erinnere ich mich? Ich bin im Jahre 1936 geboren. Mein Vater gehörte zu den Männern, die von der ersten Stunde bis zum Schluss 1945 Adolf Hitler als Soldat gedient haben. Bevor der Krieg begann, war mein Vater schon in Königsberg in der Kaserne zur "Ausbildung.

Links: Konfirmationsbild (1927?)

Wie lange diese Vorbereitung auf den Krieg gedauert hat, weiß ich nicht (es wurde nie darüber gesprochen. Er soll bei einer Sondereinheit gewesen sein). Ich erinnere mich, dass er eines Tages, noch vor Kriegsbeginn, nach Hause kam mit dem Ausspruch:

"Reserve hat Ruh"! Ein mit vielen Troddeln und Bommeln überzogener Stock stand seitdem bei uns in der Wohnzimmerecke. Wenn wir nicht artig waren, wurde damit gedroht oder es gab auch ab und zu Schläge. Ja, das war der „Reserve Stock“!

Mein Vater war ein stiller, ruhiger und sehr sensibler Mensch und sehr eitel! Ich erinnere mich noch an seine blankgeputzten Schuhe, die mit Schuhspannern aus Holz in Reih und Glied auf dem Boden standen. Ich hatte Ehrfurcht vor ihnen!

Er tat mir leid, dass er so wenig Gelegenheit hatte, die schönen Schuhe zu tragen. Genau so war es mit seinen Anzügen. Papa nahm nach dem Rasieren immer Nivea oder Spartacreme. Ich fand seine Haut danach so weich und gut duftend, dass ich gerne mit ihm schmuste. Das Schönste aber war, wenn ich mich auf seine Füße stellen durfte und er mit mir in der Küche auf und ab ging. Ein wunderbares Gefühl des Getragen-werdens! Papa war sehr musikalisch, er konnte gut singen, aber am besten war sein Mundharmonika-Spiel (mit Zungenschlag!) Dann hörte und lernte ich so nebenbei Lieder wie (ich kann sie heute immer noch): „Auf dem Dach der Welt, da steht ein Storchennest“; „Liebe kleine Schaffnerin, sag wo fährt dein Wagen hin“; „Man müsste Klavierspielen können, wer Klavier spielt hat Glück bei den Frauen“; „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor“; „Wovon kann der Landser denn schon träumen?, er träumt von seiner Urlaubszeit!“ Alle diese Lieder verbinden sich mit meiner Kindheit, die durch das alles eine sehr besondere Zeit war!

Papa arbeitete in der Landwirtschaft auf einem Gut und musste sich, als die ersten Trecker aufkamen, mit dieser Technik befassen und sie auch fahren. Ich war stolz, dass mein Papa so etwas konnte! In der Mittagspause saß er manchmal im Wohnzimmer und versuchte Akkordeon zu spielen. Das gefiel meiner Mutter überhaupt nicht, und es gab manches Mal Zankerei.



Vater hatte ein gutes Verhältnis zu seiner Mutter Magdalene. Er liebte sie sehr. Seine Liebblingsschwester war seine Schwester Lene, die nach der Flucht in Unterlokwitz bei Saalfeld (DDR) gewohnt hat. Auch sie liebte ihn sehr. In meiner Schwestern-Zeit habe ich ihr später jedes Jahr zu Weihnachten ein Päckchen geschickt und dachte mir, dass ich damit auch meinem Vater, wenn er noch leben würde, eine Freude gemacht hätte. m Erzählen weiß ich, dass mein Vater den Polen- und Russlandfeldzug mitgemacht hat und eine Zeit lang in Frankreich war. Als er einmal auf Heimaturlaub kam, brachte er für Siegfried einen großen Teddybären mit, und ich bekam einen großen Fußball. Meine Mutter erhielt einen silbernen Aschenbecher, auf dem der Eiffelturm zu sehen war. Ein französisches Parfüm aber stand in unserer Wand-

uhr und ist bei einer Unachtsamkeit verschüttet worden. Ich habe danach die Uhr manches Mal geöffnet, um den Duft des Parfüms zu riechen. Die Uhr landete schließlich – vor der Flucht - in einer Kiste voller Lebensmittel (Speck, Schmalz, Schinken usw.). Wir hatten sie von Ostpreußen nach Warburg geschickt, wo Lotte Lamprecht aus Kummeln inzwischen wohnte. Sie hatte noch in Ostpreußen einen Soldaten aus Warburg geheiratet. So wurde sie für uns alle nach dem Zusammenbruch zu einer Anlaufstelle. Die Uhr aber hängt nun in Berlin-Kreuzberg in der Wohnung meiner Schwester Christel und gibt ihr die Stunden an. An einem Weihnachtsfest, als wir noch in Ostpreußen waren, bekam mein Vater überraschend Heimaturlaub. Er brachte mir eine Hornpuppe mit. Leider war sie ganz nackt, und ich hatte auch nichts für sie anzuziehen. Ich legte sie in Papas Schiffchen-Mütze, die er beim Militär als Ausgehämütze trug, und deckte sie mit einem großen Taschentuch zu. Je länger der Krieg dauerte, desto nervöser kam mein Vater nach Hause.

Es gab auch viel Streit, Eifersucht, Misstrauen und Ärger. Meine Mutter fand in Vaters Brieftasche ein Bild von einer hübschen Polin, was Mama aufregte. Mein Papa aber erkundigte sich, wer bei uns so ein- und ausging. Ich soll ihm einmal darauf gesagt haben: Der Briefträger... Ich erinnere mich an einen Soldaten, der Skupski hieß und aus Stendal kam, wo er wohl eine Landwirtschaft hatte. Soldat Skupski war eingeteilt, die auf den umliegenden Höfen eingesetzten Gefangenen und Fremdarbeiter abends wieder in ihr mit Stacheldraht eingezäuntes Lager einzuschließen.

Wenn Vater auf Urlaub kam, dann war bei uns immer viel los. Die Bauern kamen und wollten wissen, wie es an der Front aussieht, und ob wir den Krieg noch gewinnen werden. Ich weiß, dass ich oft abends spät aus der Küche gehen musste, und das Gespräch wurde flüsternd fortgeführt. Doch manches habe ich doch aufgeschnappt: welche schrecklichen Dinge mit den Juden angestellt wurden. Bei so einem Gespräch habe ich gehört, dass Vater sagte: „Gnade uns Gott, wenn wir den Krieg gewinnen!“

Einmal ist mein Vater auch im Warschauer Getto gewesen, danach hat er solche Magen- und Darmprobleme bekommen, dass er acht Tage Heimaturlaub bekam.



Abgemagert und krank und sehr unruhig kam er nach Hause. Gesehen hat er wenig, ja, ich möchte sagen – fast gar nicht.

Mein Vater ganz rechts!

Meine Mutter aber konnte sein Schweigen nicht verstehen,

und so gab es wieder Streit... Was mag Vater da wohl im Krieg alles sehen musste? Und - was hat man ihm befohlen zu tun? War er als Mitglied einer Sondereinheit an Erschießungen beteiligt? Bei der WAST (Wehrmachtsauskunftsstelle, bei der Informationen über einzelne Einheiten, Kriegsabläufe usw. gesammelt sind), könnte man das nachfragen! Aber – will ich das? Mein Vater hatte eine ganze, große Brusttasche mit Bildern aus dem Krieg mit nach Hause gebracht. Mich schmerzt es daher bis heute immer wieder, dass meine Mutter bei einem Umzug in Warburg einen großen Karton mit ostpreußischen Bildern, darunter auch viele Soldatenbilder aus dem Krieg, weggeworfen hat! Wollte sie so die Vergangenheit bewältigen? Wie hätte ich, wenn sie noch vorhanden wären, mit dem heutigen Wissen versuchen können, all die Wege nachzugehen, die er im Krieg gehen musste. So bleiben mir leider nur meine spärlichen Erinnerungsfetzen.

11 Unsere vielen Tiere

Wie aufregend war es für uns Kinder, wenn es hieß: Morgen wird ein Schwein geschlachtet! Meistens war es kalter Winter. Mama suchte dann Schüsseln, Töpfe und Wannen zusammen. Wir Kinder durften aus dem Küchenfenster beim Schlachten zuschauen. Ein kräftiger Mann zog das Schwein am Strick aus dem Stall, und es wurde dann mit einem Schlag auf den Kopf getötet, dann in die Halsschlagader gestochen. Dann musste meiner Mutter mit einer großen Schüssel oder Pfanne schnell bereitstehen, um das Blut aufzufangen und es mit einem großen Holzlöffel zu rühren, damit es flüssig blieb. Das Fibrin im Blut blieb ja sonst am Löffel hängen.

Danach legte man das Schwein in einen Trog. Es wurde mit heißem Wasser übergossen und entborstet. Schließlich hängte man es auf eine große Holzleiter. Es wurde ausgeweidet und blieb einen Tag zum Auskühlen so hängen. In der Küche gab es alle Hände voll zu tun. Da wurde geschnitten, sortiert, gesäubert, gekocht und gebraten und am Ende eingeweckt. Ich erinnere mich, dass die gereinigten Därme in großen Einweckgläsern auf der Fensterbank zwischen den Doppelfenstern standen, um dort kühl zu bleiben. Denn einen Kühlschrank gab es ja noch nicht. An dem Tag, an dem gewurstet werden sollte, rückte meine Großmutter Schmetzer an, die dafür bekannt war, die beste Wurst zu machen. Sie brachte ihr eigenes "Besteck" mit und führte ein strenges Regiment, wenn nicht alles wie am Schnürchen ging. Wehe, wenn die Därme nicht sauber waren – dann ging sie ihnen noch einmal zu Leibe. Jedenfalls hatten die jungen Frauen großen Respekt vor ihr, und sie waren froh, wenn sie ihr Werkzeug in die Tasche packte und die zwei Kilometer bis Karmohnen zu Fuß nach Hause zurückging. Ach ja, ich vergaß ganz, da kam ja auch noch der Fleischbeschauer. Ein großer, glatzköpfiger Mann mit Brille und einer schwarzen Tasche, in der sich ein Mikroskop, Glasplättchen und eine Tinktur befanden. Er wurde in die Stube geführt und bekam dort erst einmal etwas vom Geschlachteten zu essen. So erinnere ich mich, dass alle darauf bedacht waren, dem Trichinenbeschauer gut gesonnen zu sein. Alle waren froh, wenn er nichts gefunden hatte und das Verarbeiten des Fleisches weitergehen konnte. Durch das ganze Haus zogen die Gerüche von Gebratenem und Gesottenem und von Griebenschmalz. Es wurde damals gut und fett gegessen und gelebt. Als ich dann später zählen konnte, zählte ich gern die Einweckgläser mit Wurst, Sülze und Fleisch. Der Schinken wurde erst gepökelt und kam dann in den Rauch.

Bevor man aber die Gänse schlachtete, fing man ein paar Wochen vorher an, sie zu nudeln oder zu stopfen. Es wurde eine große Schüsseln voll mit Haferschrot und Wasser zu einer feuchten Masse geknetet, aus der man Nudeln formte, so dick wie eine Zigarre. Abends, wenn es schon dunkel war, ging man zu Zweit in den Stall, um die Gänse zu nudeln. Eine musste der Gans den Schnabel aufmachen und aufhalten, und der andere steckte ihr die "Nudel" ganz in den Schlund. Die Gänse mussten nur schlucken. Hitler hatte übrigens das Nudeln verboten. Heute weiß ich, dass das Tierquälerei ist.

Aber damals wollte ich immer unbedingt mit in den Stall, obwohl die Großen mir dann im Dunkeln immer Angst gemacht haben. Die sagten zum Beispiel: "Der gelbe Zahn kommt um die Ecke!" Der Wind, der oft heulend zu hören war, sollte der Fuchs sein, den man Geltähn nannte. Dann brüllte ich und klammerte mich an Mamas Schürze, und alle lachten. Das Nudeln wurde nur gemacht, damit die Gänse vor dem Schlachten noch ordentlich Fett ansetzten.

Daraus wurde dann das leckere Gänseschmalz hergestellt. Brust und Schinken wurden geräuchert. Eine Delikatesse! Die Gänsefedern aber wurden sorgfältig aufbewahrt und an stillen Winterabenden traf man sich zum Federnschleifen. Aus den Federn wurden Daunen für Federbetten. Für mich war es besonders herrlich, wenn Tante Lamprecht am Tisch saß, einen riesigen Berg von Daunen vor sich, die schon alle vom Kiel befreit waren. Wehe, wenn einer niesen oder lachen musste. Alles musste zusammengesteckt sachte und vorsichtig vor sich gehen, sonst flogen die Daunen durch die Gegend. Sicher kommt es von diesem Erlebnis her, dass das Märchen "Frau Holle" mein Lieblingsmärchen ist! Aus dem Hals der Gans konnte man ein schönes Spielzeug machen. Die Gurgel wurde getrocknet, dann mit Erbsen gefüllt, anschließend zusammen gesteckt, und fertig war ein Räckelchen.



Besonders beeindruckt hat mich immer wieder, wenn ein Huhn oder eine Glucke auf ein Nest mit Eiern gesetzt wurden und sie anfangen zu brüten. Manchmal wollte das Huhn auch nicht sitzen bleiben. Ich hörte dann so nebenbei: Das wird nichts! Die bleibt nicht sitzen, und die Eier dürfen doch nicht kalt werden! Aber, welch eine Freude, wenn die ersten Küken sich die Eierschale aufpickten, und so langsam ein Küken nach dem andern aus der Eierschale heraus kam. Erst blieben die Küken noch im Nest bei der Mutter. Sobald sie einen richtig gelben Flaum hatten, kamen sie zum Fressen in eine große Pappschachtel in die Küche auf den warmen Kachelofen, damit sie es schön warm hatten, und sie wurden mit klein gehackten, harten Eiern gefüttert, mit Haferflocken und Wasser.

Links: Kusine Gertrud bei ihren Hühnern

Wie gern habe ich diese kleinen, gelben Wollknäuelchen in meine Hände genommen oder an meine Wange gehalten. Wenn die Glucke dann ihre Küken ausführte, achtete sie darauf, ob ein Habicht in der Luft zu sehen war. Dann breitete sie schnell ihre Flügel aus, und alle ihre "Kinder" kamen schnell angelaufen und krochen unter ihre Flügel. So waren sie gerettet. Oft haben die Hühner ihre Eier auch draußen gelegt. Wie freute ich mich, wenn ich unter einem abgeschnittenen Haufen Strauchwerk oder unter einem Johannisbeerbusch ein Ei fand: „Mama, Mama, ich habe ein Ei gefunden!“ Bis heute fasziniert mich jedes Nest oder jedes Gelege.

Zu unserer kleinen Landwirtschaft gehörten Enten, Gänse, Hühner, Schweine und eine Kuh, die aber beim Bauern Pilzecker mit im Kuhstall stand. Dadurch aber hatten wir jeden Tag frische Milch. Dann schüttete die Mutter die frische Milch in eine Zentrifuge, die bei uns in der Küche stand. Dann floss an der einen Seite die Sahne heraus und auf der anderen Seite die entrahmte Milch. Wie viel Prozent Fettanteil die Milch noch hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls wurden Quark und Kochkäse selbst hergestellt. Die Sahne kam in ein hölzernes Butterfass und wurde von Hand gebuttert. Oh, war die Butter lecker! Mama hat sie immer sehr schön geformt und mit einem Löffel noch in der Mitte mit eine Rose verziert.

Und - wenn ich erst an die Buttermilch denke – mit richtigen Butterflöckchen darin! Selbst gebackenes Brot, Butter darauf und frische Radieschen aus dem Garten, das war mein Lieblingsbrot.

Die Tochter des Nachbarbauern liebte sich immer unser Butterfass aus. Mama sagte dann manchmal: "So ein großer Bauer und kann sich kein eigenes Butterfass kaufen!" Heute weiß ich, dass ein großer Bauer wegen der Zwangsbewirtschaftung kein Butterfass besitzen durfte. Es war ja Krieg, und alles sollte abgeliefert werden! Ich fand es immer toll, wenn sie es wieder brachten. Dann war es voll gefüllt mit rotbackigen Äpfeln. Diesen Duft habe ich heute noch in der Nase. Obst war ja verständlicherweise in Ostpreußen – zu jener Zeit ohne Frischlieferungen aus Übersee, wie sie heute möglich sind – im Winter rar.

Irgendwann bekamen wir auch einen kleinen Hund. Er war schwarz-weiß gefleckt und hatte ein kurzes Fell. Er hieß Pfiffi! Ich konnte mit ihm nicht viel anfangen, denn es war der Hund meiner Mutter. Wenn wir im Sommer des Abends, durchgeschwitzt von der Erntearbeit, zum Seehäuser See zum Baden gingen, kam Pfiffi mit. Da nicht jedes Mädchen einen eigenen Badeanzug hatte, ging es am Wasser dann oft folgendermaßen zu: Von den Freundinnen, etwa die befreundeten Lamprechts-Mädchen, zog die erste einen Badeanzug an, ging ins Wasser, zog ihn aus und warf ihn der nächsten am Ufer zu. Das brachte viel Spaß! Meine Mutter war eine gute Schwimmerin mit einem eigenen Badeanzug. Sie durchschwamm oftmals den See. Sobald Mama ins Wasser ging, sprang Pfiffi hinterher, immer an ihrer Seite. Wenn Mama mitten auf dem See war, hatte Pfiffi plötzlich keine Lust mehr selbst zu schwimmen, weil er erschöpft war und sprang bei Mama auf den Rücken, um sich tragen zu lassen. Mama schrie: "Pfiffi, weg! Geh runter!" Das schallte dann über den ganzen See. Ich fand das sehr lustig! Ich war jedes Mal sehr ängstlich, wenn ich keinen Boden mehr unter den Füßen spürte, und geriet gleich in Panik. Die Erziehung von Fräulein Oschatz! So hatten die Großen kein Interesse und auch keine Ausdauer, mir das Schwimmen beizubringen. Wie schön war doch immer danach das Picknick am See. Da schmeckte alles noch mal so gut.

Als Mama während des Krieges dicke Geschwüre an beiden Beinen bekommen hatte, hat Pfiffi ihr immer die Schwären geleckt. Es hat wohl auch sehr gejuckt, und für meine Mutter war der Hund so eine Wohltat. Keine Salbe und kein Puder half, aber Pfiffi hat alles geheilt, ohne dass eine Narbe zurück geblieben ist. Heute denke ich dabei an die Geschichte vom armen Lazarus, zu dem die Hunde des Reichen kommen, um ihm die Wunden zu lecken. Als der Krieg sich dem Ende näherte, kamen immer mehr Soldaten durch unser Dorf, blieben ein paar Tage als Einquartierung, schaufelten Gräben usw. Einige hatten Spaß an Pfiffi. Als sie wieder abrückten, wollten sie Pfiffi mitnehmen. Einer sagte: Den nehmen wir mit und bringen ihm bei, wie man mit Messer und Gabel isst! In der Vorahnung, dass wir auch bald würden flüchten müssen, waren wir eigentlich froh, dass Pfiffi mit den Soldaten ging. Aber es dauerte nicht lange, da war Pfiffi wieder da. Es gefiel ihm wohl nicht bei der Gulaschkanone. Eine Stelle im See war für die Pferde vorgesehen, die sogenannte Pferdeschwemme. Während der Erntezeit, wenn die Pferde Schwerstarbeit zu leisten hatten, denn Trecker und größere Maschinen waren erst im Kommen, brachte man die Pferde zum See, wo sie auch ein kühles Bad nehmen konnten. Mit der Bürste wurden sie abgeschrubbt, was sie sich mit Wohlbehagen gefallen ließen. Wir Kinder schauten immer gern zu.

Ach ja, Schafe hatten wir ja auch. Im Krieg wurde viel „schwarz“ geschlachtet und das musste ziemlich heimlich vor sich gehen. Wir Kinder durften es eigentlich gar nicht wissen, denn wir konnten es ja in der Schule ausplaudern, und die Strafe war den Eltern sicher.

Eines Tages kam ich aus der Schule zurück. Im Haus standen große Töpfe auf dem Herd und es roch so komisch nach Fleisch, aber niemand sagte etwas. Ich fragte: "Haben wir geschlachtet?" Ich bekam nur eine unmögliche Antwort: „Ja, wir haben den alten Loleit geschlachtet!“ (das war ein origineller, alter Mann aus dem Dorf). Ich war einem Moment lang sprachlos. Aber dann sagte ich mit ganzer Überzeugung: "Nein, das glaube ich nicht, das riecht mir so nach Schöpsenfleisch!" (Schafffleisch). So grausam können Erwachsene sein! An die Tiere denke ich oft noch, die ja nicht mit auf die Flucht konnten. So wurde kurz vor dem Abmarsch noch geschlachtet, auf Teufel komm raus. Speck, Schmalz und Schinken gingen mit auf die Flucht, damit wir unterwegs genug zu essen hätten. Denn die Dörfer waren alle fast leer, und man war dankbar, wenn man noch ein bewohntes Haus antraf, wo der Herd noch brannte, und es vielleicht heißen Kaffee gab. Auch die Soldaten, die auf den Höfen einquartiert waren, haben große Mengen nach Hause in den Westen geschickt: Gänse, Schinken, Speck usw., weil in den Städten die Menschen ja damals sehr gehungert haben!

12 Die Großeltern Schmetzer und die Großfamilie väterlicherseits

Ich frage mich: Was weiß ich nur von ihnen, oder was habe ich überhaupt von ihnen gewusst? Die Daten von meiner Großmutter haben ich, gottseidank, weil sie später im Westen gestorben ist, und die Sterbeurkunde beim Standesamt Pinneberg einzusehen ist.



Aber woher stammt mein Großvater? Und wann und wo ist er geboren? Das kann ich bis jetzt leider nur raten. Ein Hilfsmittel ist ein Militärfoto von ihm, das ich bei einer Kusine aus dem Oderbruch vor einiger Zeit auftreiben und restaurieren konnte. Dazu hat uns der Militärexperte Ernst Hoffmann anhand der Uniform folgendes sagen können, und ich erhielt die folgende Mail von ihm in seinem typischen Humor. Also: *Das Bild ist nach 1897 <Reichskokarde> und vor 1900 <große Knoeppe>* Er schreibt: Auf dem Bild ist der Großvater Einjährig-Freiwilliger. Freiwillige konnten bereits vor dem 20. Lebensjahr eintreten. Sie traten allerdings im Frühjahr ein, damit sie beim Eintreffen der Gezogenen bereits ausgebildet waren und bei diesen als "Christenverfolger" (Hilfsausbilder) eingesetzt werden konnten. Großvaters Geburtsjahr ist nach der Mail zu schätzen: Es kann 1898 (nach 1897) sein minus 18-20 Jahre, aber auch noch 1900 (minus 18-20 Jahre) sein, d.h., bevor es neue, große Knöpfe gab ...

Jedenfalls ist 1870 bis 1874 als Geburtsdatum deutlich zu früh. Also um 1880?

Dieses Bild haben wir nur durch einen großen Zufall erhalten. Nach und nach haben Karl Ludwig und ich meine Cousins besucht. So waren wir auch im in Reetz im Oderbruch, wo Gertrud und Erika, geb. Schukat leben. Dieses Bild hat sicher bei Flucht und andern Ereignissen viel mitmachen müssen. Es war in der Mitte durchgebrochen und mit wieder repariert. Karl Ludwig konnte es mit dem Fotobearbeitungsprogramm nachbessern.



Insthaus des Bauern August Legies
Nr. (497) 33A

Oma Schmetzer und Opa Schmetzer wohnten als Rentner in dem kleinen Dorf Karmohnen, in dem Insthaus des Bauern Legies.

In Karmohnen bin ich ja auch geboren worden. Da meine Eltern noch sehr jung waren, als sie heirateten, lebten sie noch eine Zeit lang bei den Eltern. Alle zusammen waren in der Landwirtschaft tätig. Als sie sich nach einiger Zeit selbstständig machen wollten, sind sie, zusammen mit den Großeltern Stepputat, nach Plicken gezogen.

Wie es dort weiterging berichtet Arno Porst aus Karmohnen in einem Brief, der ganz am Schluss abgedruckt ist.

Er hat mich immer im Kinderwagen spazieren gefahren und mich auch sauber gemacht, wenn ich die Hosen voll hatte. So gab es ein Bild, auf dem ich mit Opa und Nachbar-Männern auf der Gartenbank sitzend zu sehen bin – auf Opas Schoß – weil alle aus der Nachbarschaft zur Arbeit waren Opa war ein freundlicher und bescheidener Mensch, der einen Schnurrbart trug. So einen richtigen ‚Kaiser Wilhelm‘-Bart! Nachts legte er eine Schnurrbartbinde um, damit der Bart morgens in der richtigen Form war. So war er immer schön nach oben gezwirbelt! Jahre später wurde Opa Schmetzer zuckerkrank. Weil er seine Beine amputiert bekam, musste er immer im Bett liegen. Ich erinnere mich, dass Opa stets sehr gepflegt und zufrieden in einem schneeweißen Bett lag. Als kleines Mädchen hatte ich erzählen hören, dass Opa ein Muttermal auf dem Rücken hätte, das die Form einer Maus hätte. Ich wollte das Mal doch so gerne sehen, aber ich traute mich nicht zu fragen. Oma Schmetzer war stets zu Fuß unterwegs. Jede Woche einmal ging sie nach Brakupönen (später Roßlinde) zum Einkaufen. Ich blieb dann bei Opa zurück.

Aber es wurde mir bald zu langweilig. Da ging ich an Omas Küchenschrank, um nach etwas Süßem zu suchen. Ich fand leider nur Omas Knoblauchperlen, die sich in einer Papp-Dose befanden. Ich öffnete sie, nahm mir eine Pille, die mit einer süßen Glasur überzogen war, in den Mund. Oh, die schmeckte ja wie ein Bonbon! Da nahm ich diese mit, ging nach draußen auf den Hof zu den Hühnern, setzte mich auf den Sägebock und lutschte eine nach der andern. Den Rest warf ich dann den Hühnern hin. Die kamen munter angerannt, pickten danach, ließen sie dann aber enttäuscht liegen.



Von links: Emma, geb. Mikoleit; Opa; Oma; Lene Gallinat, geb. Schmetzer. Die Straße geht von Karmohnen nach Kummeln, das hinten - im Dunst - zu ahnen ist.

Als Oma schließlich zurück kam, hatte sie mir einen Ring Fleischwurst mit Knoblauch mitgebracht, die ich so gerne aß. Auch Margarine, weil ich keine Butter mochte, Glasurmeln und ein kleines Blechspielzeug, sowie einen kleinen Puppenwagen. Ich war überglücklich. Als Oma dann in die Küche ging, um zu kochen, wurde ich ein bisschen unruhig. Wird alles herauskommen? Sie machte die Dose auf und staunte, die war ja fast leer: Was hast du gemacht? Oma, ich dachte, es wären Bonbons, aber die Hühner wollten sie auch nicht! Oma war zwar ärgerlich, musste aber doch schmunzeln, vor allem aber Opa in seinem Bett. Bei Oma war

das Kaffee-kochen eine heilige Handlung.

Erst kam ein großer Becher auf den Tisch, 2 Löffel Zucker hinein, darauf ein großer Schuss frische Sahne. Dann durfte ich umrühren. Jedoch bis Oma mit dem Kaffee kam, hatte ich oft schon alles ausgelöffelt. Dann war sie sauer. Einmal haute sie mir das Spültuch rechts und links um die Ohren: Warte, das ist für dein Schmengern (naschen)! Naschen! Ja, im Wohnzimmer auf dem Vertiko stand eine Schale mit Obst, Äpfel, Birnen, Bananen und Pflaumen. Sie waren leider nicht essbar. Trotzdem versuchte ich einmal in den dicken, rotbäckigen Apfel zu beißen. Alles Attrappe! Eine kleine Anekdote über meine couragierte Großmutter: Eines Tages ging sie nach Gumbinnen zum Bahnhof, um jemanden vom Zug abzuholen. Man hatte ihr gesagt: Da musst du eine Bahnsteigkarte kaufen! Leider hatte sie das Wort vergessen. Ganz selbstbewusst ist sie an den Fahrkartenschalter gegangen und sagte zu dem Beamten: Geben Sie mir ein Kärtchen zu Rangehen!

Karl Ludwig hat bei der Durchsicht der alten Kirchenbücher von Kattenau, die bis etwa 1810 gehen und danach verloren gegangen sind, in Tutschen einen Lehrer mit Hausnamen Fritz gefunden. Ich könnte mir denken, dass das ein Vorfahre, vielleicht sogar der Großvater von ihr, war? Trotz großer Ernsthaftigkeit war sie eine fröhliche Frau, die gern feierte. Bei Festen soll sie vorgesungen und auch Gedichte zum Besten gegeben haben! Sie hatte in Karmohnen, wie wir in Kummeln ebenfalls, eine grüne Holzküche: Kommode, Tisch, Stühle, Küchenschrank, Milchbank, Handtuchhalter, Waschständer mit einer Schüssel drin und Seifenschälchen. Oft verbreitete sie einen wunderbaren Duft im Haus. Dann, wenn sie Kürbis einkochte. Da roch es nach Essig, Nelken, Zucker und Zimt, Ingwer usw. Ich konnte es nicht abwarten, bis der Kürbis kalt war. Sie gab mir vorher schon ein kleines Schälchen zum Probieren. Es war so lecker! Da fällt mir ein: Wie kann man das Gefühl nach „Heimat“ definieren? Durch die Nase! So geht es mir, wenn ich einen Augustapfel rieche. Sofort fällt mir Omas Baum in ihrem ostpreußischen Garten ein! Diesen Geruch kann ich nie vergessen!

Vor Jahren erzählte mir mein Vetter Erwin, jetzt in Pinneberg, dass es in dem Garten auch einen herrlichen Kirschbaum gab. Die Kirschen durfte aber nur mein anderer Vetter Heinz, der älteste Sohn meiner Tante Emma, abernten. Ach, was gab es da sonst noch alles: Kapuzinerkresse, Ringelblumen, Reseda, Löwenmäulchen ... Opa sagte einmal zu mir, als ich ein kleines Tierchen, das auf meinem Arm krabbelte, „töten“ wollte: Lass es leben! Du musst wissen, dass das kleinste Tierchen der liebe Gott ist! Das habe ich nicht vergessen. Die erste kindliche Aggression gegen Gott, an die ich mich erinnere: Warum lässt er zu, dass ich sooo oft allein bin (ohne meine Mutter)? Da habe ich vor Wut viele kleine Tierchen kaputt gemacht. Doch dann kam das schlechte Gewissen! Wenn ich einmal bei den Großeltern übernachtete durfte ich abends aufbleiben, wenn Oma Opa gründlich wusch. Aber Oma in ihrer energischen Bestimmtheit sagte dann: "Nein, das ist nichts für Kinder! Du gehst ins Bett!" Ja, mit Omas Bett hatte es auch etwas auf sich. Ich durfte nicht ihr Kopfkissen berühren, das Parade Kissen wurde erst auf den Stuhl gelegt, und ich musste ganz nach hinten an die Wand rücken. Aber an der Wand hing ein Wandschoner, auf dem Rotkäppchen mit dem großen Wolf abgebildet war. Der Wolf streckte seine rote Zunge aus. Dann sagte ich: „Oma, ich habe Angst vor dem Wolf!“ Aber Oma war keine Frau zum Trösten und Beruhigen. Sie war auch keine Oma zum Schmusen oder Kuschneln. "Mog de Ooge to, denn sisst (siehst) em nich!" bekam ich zur Antwort.

Irgendwann, wenn Oma dann schließlich ins Bett kam, schlief ich doch wieder fest auf ihrem Kopfkissen. "Na, jetzt liegst du ja doch wieder auf meinem Kissen!" Sachte schob sie mich auf mein Kissen zurück.

Zu gern war ich auch bei Opa im Bett. Er hatte immer so lustige Geschichten zu erzählen. Wenn ich meine braunen Patschhände auf seine Bettdecke legte, und er meine Fingernägel sah, die natürlich nicht sauber waren, sagte er: "Tonke, geh und hole eine Schere! Ich will dir die Nägel sauber machen! Dabei erzählte er mir dann die Geschichte vom Dreck und vom Gift und von den Spatzen, die Pferdeäpfel auf der Straße durchwühlen. Seitdem achtete ich darauf, dass ich immer saubere Nägel hatte! Oft sagte ich: Mama, mache mir meine Nägel sauber. Da ist wieder Gift drunter! Schön und auch langweilig zugleich war es immer bei Omas Schummerstündchen! Dann stand Opas Bett im Wohnzimmer und Oma saß am Kachelofen und strickte ‚blind‘ im dunkler werdenden Dämmerlicht. Zuerst war es ihr noch zu hell, das elektrische Licht anzumachen. Da half auch mein Betteln nicht, es sei doch schon ganz dunkel! Statt dessen gab sie mir einen langen Wollfaden, auf den ich einen Knoten nach dem andern machen sollte, und sagte: „Wenn der geknotet ist, dann machen wir das Licht an!“ Ich beeilte mich natürlich sehr. Endlich durfte ich aufstehen und den Lichtschalter drehen.

Eigentlich kann es nicht stimmen, was ich meine gehört zu haben: Ein Sohn von ihm sollte schon im Ersten Weltkrieg gefallen sein? (damit muss Hans gemeint sein, der zwar wohl verwundet zurück kam, aber erst Anfang der 20er Jahre starb?). Opa war gegen Hitler und nahm dabei kein Blatt vor den Mund, wenn einer von der Partei erschienen. Er sagte immer: "Was können die mir schon tun, sie sollen mich doch holen, wenn sie wollen!" Traurig war es immer, wenn eine neue Todesnachricht eintraf. Ich weiß nicht, wie viele Enkel er schon hatte hergeben müssen. Sein Enkel Willy, der uneheliche Sohn seiner ältesten Tochter Anna, lebte mit ihm zusammen, weil Anna Mann ihn nicht bei sich haben wollte. Als dann die Nachricht vom „Heldentod“ seines Enkels Willi Schmetzer überbracht wurde, hat er das Hitler Bild, das in jedem Haus hängen musste, von der Wand gerissen und dem Parteimann, der die Nachricht brachte, vor die Füße geworfen mit den Worten: "Habt ihr den auch noch aufgefressen?" Über ihn unten mehr und auch ein Bild von ihm! Die Kinder meiner Großeltern die ich kennen gelernt habe, meine Onkel und Tanten, waren die Tanten Anna 1898, Lene 1900, Emma 1905, dazu der Onkel Fritz 1902 und schließlich mein Vater, Otto, der der Jüngste war, und der erst zehn Jahre nach den anderen, 1913, geboren wurde. Soweit ich Bilder von den Familien der Schmetzer Kinder habe, möchte ich sie hier einfügen:



Hans Schmetzer, der Älteste

Könnte sein, dass dieses Bild Hans darstellt. Es gibt keinen mehr, der mir beim Entschlüsseln helfen kann. Ich vermute es aber stark! Wir haben es bei unserm Besuch im Oderbruch bei den Kusinen Schukat beim Durchsehen gefunden! Wenn er es ist, macht es hier stark Eindruck; dass er verwundet wurde. Er ist wohl Anfang der 1920er Jahre schon verstorben, sodass seine Frau Witwe wurde.

Die Zweite, Tante Anna, geb. Schmetzer und die Familie Schukat:



Konfirmationsbild von meiner Cousine Gertrud: Sitzend: (immer von links): Vetter Willy; dazwischen: 3. Kind; Auguste? vh. Schmetzer?, Frau von Hans?; Großmutter Magdalene Schmetzer, geb. Fritz; Freundin von Gertrud?; Gertrud Schukat; Martha Schmetzer, geb. Stepputat; Hilde Schukat, vh. Vogt, lebt in Berlin; Stehend: Fritz Schmetzer; seine Frau, Emma, geb. Mikoleit; Anna Schukat, geb. Schmetzer; Fritz Schukat; Lene Schmetzer, vh. Gallinat; Fritz Gallinat; Otto Schmetzer.

Die Dritte, Lene Schmetzer, vh. Gallinat:



Tante Lene vh. Gallinat; Tochter Anita u. Fritz Gallinat

Mein Vetter Rudi Gallinat, Sohn von Lene und Fritz und deren Familie, Ense, Möhnesee:



Mein Vetter Rudi Gallinat mit seiner Frau Agnes und den drei Kindern, von links: Georg, Horst Dieter und Edeltraud, in Ense/ Möhnesee.

Ich bin sehr froh, dass wir von Lipstadt aus, die Familie Gallinat wiedergefunden haben und einige Besuche bei Vetter Rudi in Ense am Möhnesee gemacht haben. Als der Vetter Rudi Schmetzer aus dem Vogtland bei uns zu Besuch war, haben wir Drei uns auch bei Gallinats getroffen.

Übrigens: Die Großeltern Schmetzer sind auf ihrer Flucht bis in die Nähe von Stolp in Pommern gekommen. Dort müssen auch noch viele andere Schmetzers Station gemacht haben, wie wir jetzt im Internet erfahren. Meinen Großvater, dem man ja wegen Diabetes beide Beine amputiert hatte, hat Oma Schmetzer bis dorthin im Rollstuhl gefahren.

Der Vierte: Die Familie Fritz Schmetzer und Emma, geb. Mikoleit:



*Gertrud (*1929) und Willi (*1922), gefallen 1943 bei Sewastopol auf der Krim*



*Fritz(*1902) u. Emma (*1903)*



*Links Gertrud, rechts Rudi Schmetzer (*1932)*

Die Fünfte mit Ihrer Familie Fritz Schekat und Emma, geb. Schmetzer



Die Kinder Schekat: Oben: Heinz, Ulla, Elisabeth. Unten: Erwin, Martha, Eva

Welche Strapaze muss die Flucht mit Opa für Oma gewesen sein! Wie wird er ohne Insulin bis dahin gelebt haben? Manches Mal wird sie ihm einen gnädigen Tod gewünscht haben! Er soll dann noch im Winter 1944 gestorben sein. Meine Großmutter musste ihn wohl mit eigenen Händen in die gefrorene Erde verscharren. Sie selbst liegt in Pinneberg begraben, wo sie zuletzt bei ihrer Tochter Emma mit ihrer Familie gelebt hat.

13 Die Großeltern - mütterlicherseits - Stepputat



Großvater:

Friedrich Stepputat, geboren am 18. August 1894 in.. Ostpreußen
gestorben am 26.12.1973 in Zweenfurth bei Leipzig

Großmutter

Luise, geborene Paulokat, in 1. Ehe verheiratete Romeikat,
dann in 2. Ehe: Stepputat. Geboren am 03. Dezember 1891 in.....?
Gestorben am 28. Juni 1983 in Thekla?, beerdigt in Zweenfurth

Kinder:

Oma hatte insgesamt 7 (?) Kinder: Aus 1. Ehe: Emil, Oskar und Fritz
Aus 2. Ehe: 3 Mädchen, die alle früh gestorben sind (woran?)
Dann kam meine Mutter:

Martha Schmetzer, geborene Stepputat,
geboren am 07. März 1919 in Malwischkehmen,
durch Hitler 1938 umbenannt in Malwen

An was erinnere ich mich bei ihnen?

Ich weiß, dass meine Mutter mich aufs Fahrrad ins Stühlchen gesetzt hat. Wir fuhren dann zur Oma. Manchmal blieb ich auch für ein paar Tage bei ihr. Opa arbeitete als Viehzüchter auf einem großen Gut und hatte sich als Ausbilder auch um die landwirtschaftlichen Lehrlinge zu kümmern. Nachmittags um fünf Uhr nahm er seinen großen Schäferhund und ging zum Gut von Bauer Krieg in den Kuhstall. Oft ging Oma mit, um Opa beim Melken zu helfen. Ich wurde dann auch mitgenommen, und wir mussten über einen Steg am Mühlenwehr neben dem Mühlenrad gehen und anschließend eine Staustufe im Fluss überqueren. Ich hatte immer große Angst, ich könnte da hinein fallen. Oma hatte mir auch eine zu gruselige Geschichte erzählt. Dort habe sich ein Mann ertränkt, und seither würde es dort spuken.



Childorf, Mühle Krieger am Weiler

Im Kuhstall habe ich mich oft gelangweilt. Ich zählte dann die Kühe, die Opa und Oma noch melken mussten, oder buchstabierte das, was auf den Schiefertäfelchen über die Kühe geschrieben

stand: Ihre Namen und ihre Daten und wann sie zu kalben hatten. Jeden Tag bekamen die Kühe frisches Stroh in den Stall, und Opa striegelte sie mit zwei Bürsten. Das Melken war damals noch Schwerstarbeit, alles von Hand. Da Opa ein steifes und verkürztes Bein hatte, war es für ihn nicht ganz einfach, auf dem einbeinigen Melkschemel zu sitzen. Aber Opa war immer vergnügt und fröhlich bei seiner Arbeit. Wenn er mich ärgern wollte, nahm er manchmal eine Zitze der Kuh und spritzte mir einen Strahl der warmen Milch ins Gesicht. Das fand ich blöd und schimpfte: "Opa, lass das sein!" Die warme Milch im Gesicht klebte dann auf der Haut. Ich bewunderte Oma, wenn sie ein Litermaß nahm, sich Milch aus der Kanne schöpfte und sie trank. Hinterher hatte sie einen weißen Schnurrbart von der Milch bekommen, das sah lustig aus. Endlich wurde die letzte Kuh gemolken, und dann war Feierabend. Opas Kuhstall war sauber wie eine Puppenstube, und es durfte längst nicht jeder in den Stall, zum Beispiel während des Melkens, vor allen Dingen aber, wenn eine Kuh am Kalben war. Dann stand er sogar nachts auf und blieb bei ihr. Im Sommer, wenn die Kühe auf der Weide waren, fuhren wir mit dem großen Milchwagen und zwei Pferden zum Melken. Ich durfte dann oben auf den Bock bei Opa sitzen und genoss die Pferdefahrt. Dann wünschte ich mir, dass die Kuhweide ganz weit weg vom Hof wäre. Manchmal sah es sehr nach Regen aus, und ich hoffte, dass die Eltern mit der Arbeit fertig würden, bevor das Gewitter begann. Zuhause gab es dann Milchsuppe mit Klunkern oder Bratkartoffeln mit Speck und Zwiebeln. Opa hat abends oft gebastelt oder genäht. Er hatte mal eine Schneiderlehre angefangen. Und dann mussten ja abends auch noch die eigenen Tiere versorgt werden: die Kaninchen, Schweine, Hühner und Schafe. Opa hatte einmal kleine Zwerghühner und einen ganz frechen Hahn dabei. Der aber, so klein und bunt er auch war, plusterte sich auf und sprang einem bis auf den Kopf. Ich habe einen großen Bogen um ihn herum gemacht. Aber wie freute ich mich, wenn Opa mich mit auf den Dachboden nahm, wo er seine Tauben hatte. Ich war so begeistert, wenn ich die Tauben auf ihrem Nest sitzen sah oder gar Eier im Nest lagen. Und Opa wusste so viel über das Verhalten der Tauben, und er bestimmte auch, welche in den Suppentopf kamen. Opa lebte auch mit seiner Bibel. Jeden Abend wurde ein Blatt vom Abreißkalender gerissen und die passende Bibelstelle dazu aufgeschlagen und gelesen. Ich fand das damals langweilig und hoffte, dass es nicht so lange dauern würde.



Er wurde ärgerlich, wenn ich mich nicht still und leise verhielt. Vom Erzählen weiß ich, dass Opa schon sehr früh ein Grammophon besaß. Dann versammelte sich die Dorfjugend bei Oma und Opa in der Küche, um ein bisschen zu tanzen. Opa selbst saß dann am Grammophon, um die Kurbel zu drehen, wenn die Schallplatte langsamer wurde und anfang zu eiern. Er hatte über-

haupt Spaß an der Musik. Vielleicht hätte er auch gern getanzt; aber mit seinem steifen Bein ging das sicher nicht gut! Opa konnte sehr schwer hören, auf einem Ohr fast gar nichts. Oma musste ihm immer alles laut ins Ohr brüllen. Als ich vielleicht sechs oder acht Jahre alt war, war es besonders, wenn Besuch da war und viel durcheinander gesprochen wurde, meine Aufgabe Souffleuse zu spielen. Dann musste ich ihm ins Ohr sagen, was die andern sich gerade erzählten. Ich habe mir oft einen Spaß daraus gemacht und ihm dummes Zeug erzählt. Dann wurde er gelegentlich sehr böse und sagte: Du erzählst mir ja Quatsch! Das stimmt doch gar nicht! Dann habe ich ihn in den Arm genommen und mit ihm geschmust. Er hatte so eine schöne, weiche Haut und kitzelte mich immer am Unterarm (Kitzelmaschine). Oma war eine große, staatliche Frau, schwarzes Haar, der dicke Zopf wurde zu einem Knoten am Hinterkopf aufgesteckt. Wenn wir von Ohldorf nach Gumbinnen gingen, machte sie sich immer schön. Sie trug ein dunkelblaues Blümchenkleid mit weißem Kragen. Ich war ängstlich, und die Stadt war mir fremd. Ich sollte meine Haare geschnitten bekommen und habe Theater gemacht, als ich den Friseurladen betrat, vor allen Dingen, als der Stuhl in die Höhe gedreht wurde und ich schon drauf saß. Oma behielt aber die Nerven. und ich war stolz auf meinen neuen Haarschnitt. Ab und zuging sie auch mit mir zur Schneiderin. Z.B. bekam ich aus einem Soldaten Mantel, den Oma aufgetrennt hatte, einen Wintermantel genäht. Damit er schön warm war, hatte Oma mir innen Kaninchenfelle hinein nähen lassen. Auch meine große Schlafpuppe Hannelore bekam ein Kleid und eine Mütze. Ich war sehr stolz. Abends saß Oma oft am warmen Kachelofen und beweinte ihre Kinder. Sie erzählte bis in alle Einzelheiten hinein von Krankheit, Tod und Beerdigung. Ich wollte das eigentlich alles gar nicht hören, weil ich immer so hilflos dasaß, wenn Oma weinte: Im Ersten Weltkriegs war ihr 1. Mann Romeikat gefallen. Im Zweiten Weltkrieg kam dann zuerst ihr Sohn Oskar ums Leben, als er gerade Heimaturlaub bekommen hatte und auf dem Wege zu seiner Familie nach Berlin war. In Stettin stieß sein Zug mit einer Lokomotive zusammen. Onkel Oskar erlitt so große Quetschungen, dass er im Krankenhaus verstarb. Das geschah gerade an Silvester. Seitdem wollte niemand mehr gern mit Oma Silvester feiern, weil Oma dann immer laut um ihren Sohn Oskar weinte. Und das wiederholte sich jedes Jahr! Oma war sehr stolz auf ihre Söhne. Sie waren ja alle groß, hübsch und sehr begehrt bei den Frauen. Sie konnten sehr gut tanzen und haben die Tanzböden auf den Dörfern zum Wackeln gebracht. Onkel Emil hatte auch beim Militär Karriere gemacht. Er lag schließlich sehr schwer verwundet in Gumbinnen im Lazarett. Ich habe ihn dort einmal besucht, und er schenkte mir trotz all seiner „Probleme“ noch ein Stück Schokolade! Als er schließlich starb, wurde er in Gumbinnen mit militärischen Ehren auf einem „Heldenfriedhof“ beigesetzt.



*Bilder auf dieser Seite: Oben links: Oskar Romeikat; oben rechts: Emil Romeikat
Unten: Hinter dem Sarg von Emil Romeikat gehen in der Mitte und rechts gebeugt
Oma und Opa Stepputat, in der zweiten Reihe, das Gesicht hinter einem Schleier
verborgen, meine Mutter.*

Bei unserem Besuch in Gumbinnen 2001 suchte ich nach dem Grab meines Onkels Emil und stellte fest, dass das ganze Gelände in russischer Zeit inzwischen eingeebnet wurde und mit einem Hallenbad bebaut worden ist. Ich springe einen Moment in eine etwas spätere Zeit: Der dritte Sohn, Onkel Fritz, war ein „Abenteurer“, der vieles spontan unternommen hat. Wie es das gemacht hat? Auch von ihm kamen eines Tages die Papiere aus dem Feld zurück, sein Soldbuch, die Erkennungsmarke usw. Da galt zwar als vermisst. Hatte er sich aus dem Krieg „abgesetzt“? Höchstwahrscheinlich! Obwohl wir inzwischen nach Borsdorf bei Leipzig geflüchtet waren, hatte er uns doch gefunden und kam abgerissen und barfuß aus Berlin. und saß eines Tages plötzlich und unerwartet bei Oma vor der Haustür, unrasiert und schmutzig, und bettelte wie ein armer Mensch um ein paar Eier. Oma fiel fast in Ohnmacht, als sie mit den Eiern zurückkam und dem Landser richtig ins Gesicht sah. Da war es ihr eigener Sohn, mein Onkel Fritz, der sagte: " Mutterke, erkennst du deinen eigenen Sohn nicht? " Ja, das war Onkel Fritz!

Tante Lamprecht, Inge Lamprecht, meine Freundin, Oma und ich gingen an diesem Tag auf die abgemähten Felder zu den Ähren sammeln. Inge und ich hatten einen schrecklichen Hunger sodass wir auf ein benachbartes Feld gingen, wo es Steckrüben gab. Wir klauten uns eine Rübe und wurden dabei von der Feld-Polizei erappt. Also mussten Oma und Tante Lamprecht zur Dorfpolizei kommen, wurden dort ermahnt und mussten eine kleine Geldsumme Strafe bezahlen. Wir Kinder liefen die zwei Kilometer von Zweenfurth nach Borsdorf heulend zurück und dachten immer nur: Sie haben Inges Mutter und meine Oma eingesperrt! Doch in der Heinrich Heine Straße war große Aufregung. Onkel Fritz war erschienen. Welch eine Freude! Ich kehrte gleich wieder um, damit ich Oma die gute Nachricht bringen konnte. Die beiden Frauen kamen mir auch schon auf halbem Wege entgegen, sie waren doch nicht eingesperrt worden! " Oma, Oma“, rief ich laut, „Onkel Fritz ist nach Hause gekommen! " Doch wieder zurück nach Kummeln:

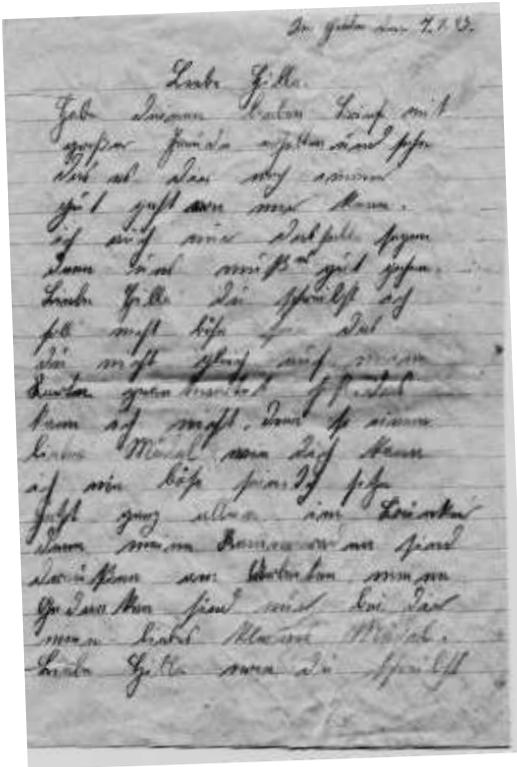
14 Besuch vom Vetter Willy Schmetzer und den Tanten

Lustig ging es immer zu, wenn mein Vetter Willy auf Heimaturlaub kam. Da er Zuhause noch neun Geschwister hatte, und es ihm da zu turbulent zuing, kam er gern zu uns. Meine Mutter verwöhnte ihn immer sehr. Es wurde gleich ein großer Topf Griesbrei, dazu 10 Eier gekocht. Und ich saß nur dar und staunte, wie man soo viel essen konnte! Willi war hübsch, groß und immer zu Scherzen aufgelegt. Einmal sagte er zu mir: "Toni, geh und wasch dir deine Augen, die sind ja ganz schwarz!“ Ich antwortete nur: "Willy, die werden nicht heller, auch wenn ich sie wasche! "



Als Kind habe ich immer das "r" gerollt. Willy hatte braune Augen, und wenn er die Uniform auszog, trug er eine braune Manchesterhose. Ich war nicht auf den Mund gefallen und schrie ihm ins Gesicht: "und deine Augen sind so braun wie Manchester". Dieser Ausspruch ging dann durch die ganze Verwandtschaft. Schmetzers Willy hat Augen wie Manchester! Willy zog auch die Mädchen des Dorfes sehr an. Ich denke da an eine Schneeballschlacht, die er sich mit den Mädchen lieferte. Unsere kleine Küche hatte Zement-Fußboden und stand fast zehn Zentimeter unter Wasser, weil die Schneebälle auch ins Haus flogen. Aber der Spaß war riesig, und anschließend wurden alle zum gemeinsamen Wischen aufgefordert. //Willy Schmetzer, geb. 06.03.1920 in Karmohnen, gefallen am

21.07.1943 in Tortolowo // Plötzlich aber – Willy musste am nächsten Tag wieder an die Front -und er hatte in seiner Uniform mit uns gespielt – stellte sich heraus, dass er bei der Schneeballschlacht eine wichtige Auszeichnung (irgendeinen Orden) verloren hatte. Mit Stalllaternen und Taschenlampen halfen alle mit suchen. Doch es war bei dem hohen Schnee vergebens! Willy war mit meiner Freundin Hilla Lamprecht befreundet.



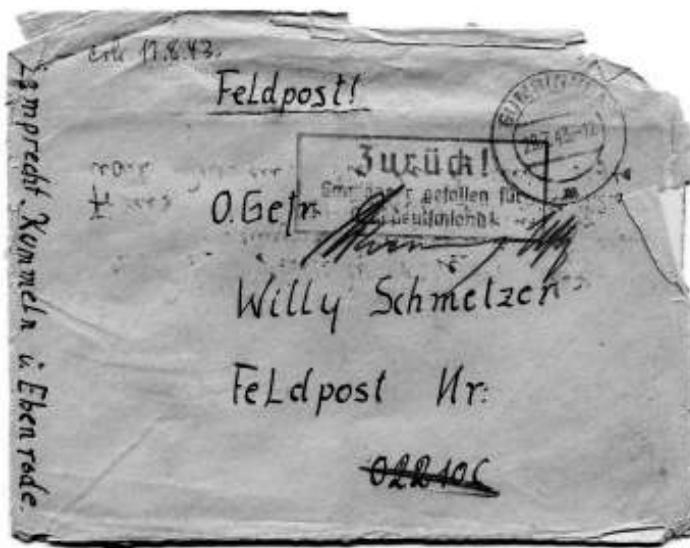
Sie haben sich immer wieder schwärmerische Briefe geschrieben, die in meinem Besitz sind und die ich sehr hüte.

Dieser, mein liebster Vetter, ist aus Russland nicht zurückgekommen. Es war seine letzte Schneeballschlacht. Wir alle waren sehr traurig. Irgendwann kam dann von einem Kriegskameraden ein Brief mit einem Foto von Willys Grab: ein weißes Holzkreuz mit Namen und den Daten, dazu die Worte: „Heldentod“ und „Vaterland“. Ich habe mir das Foto immer wieder angesehen und konnte diesen Krieg, der alle netten Menschen verschlang, nicht begreifen. Willy haben wir alle sehr vermisst! Die langen Winterabende verbrachten wir meist am warmen Kachelofen. Meine Tanten und Nachbarn kamen zum Handarbeiten, Stricken, Stopfen usw. Kaum waren sie in unserm Haus, ging meine Tante Emma gleich in Richtung Keller, wo hinter der Türe die

große, breite Pfanne hing, und meine Mutter musste dann Karamellbonbons brennen. Butter, Sahne und Zucker wurden solange gerührt, bis der Zucker braun wurde und eine steife Masse entstand. Die wurde dann schnell auf Pergament Papier gegossen, und im Nu war die Masse fest und konnte dann mit dem Messer in kleine Quadrate geschnitten werden.

Schon waren die leckeren Bonbons fertig und schmeckten so gut! Willi mochte sie auch so gern und stellte den fertigen Teller immer auf den Schrank, damit ich nicht dran konnte





Dies ist der letzte Brief den Hilla zurück bekommen hat!

Ich weiß noch, wie ich mein erstes Gedicht bei so einem Beisammensein aufgesagt habe. "Denkt euch, ich habe das Christkind gesehen, es kam durch den Wald, das Mützchen voll Schnee ... ". Ich bekam dafür viel Beifall und Lob und war sehr stolz darauf. Am liebsten hätte ich noch das ganze Lesebuch vorgelesen. Ja, mein erstes Lesebuch! In ihm stand ein Satz, der lautete etwa so: „Tante Toni, hup einmal, auf der Straße fährt ein Auto“. Mein Vorname war in Ostpreußen sehr ungewöhnlich. Viele sagten immer, es sei ein Männernamen, das ärgerte mich sehr! Und als dann aus dem Radio immer der Schlager: "Wenn der Toni mit der Vroni ... " ertönte, saß ich am Radio und weinte. Dann wollte ich immer einen anderen Namen haben. Vielleicht Hannelore, Annemarie, Erika oder so ähnlich. Meine Puppen hießen darum auch: Hannelore. So erinnere ich mich auch noch an meine erste Fahrradtour nach Gumbinnen. Ich bekam mein erstes Eis in einem Waffelhörnchen. Ich war begeistert. Aber vielmehr interessierten mich die großen Schaufenster mit den Schaufensterpuppen. Ich wollte unbedingt so eine Schaufensterpuppe zum Spielen haben. Ich glaubte meiner Mutter nicht, als sie mir klarmachte, dass die nicht zu kaufen sind.



15 Die befreundete Familie Lamprecht und andere Nachbarn

Da die Familie Lamprecht drei Töchter fast gleichaltrig mit meiner Mutter hatte, bestand zu ihnen ein besonders herzliches Verhältnis. Zwei Jahre jünger als ich war meine besondere Freundin Inge Lamprecht, ein Nachkömmling.



Bei Lamprechts auf dem Hof, der etwas weiter entfernt lag, gab es für uns Kleinen viel zum Spielen. Da war der Obst- und Gemüsegarten, die große Remise, in dem ein Kutschwagen stand, ein herrlicher Spielplatz. Und – eine Schaukel.

Wir konnten allerhand unternehmen. Mir fällt ein, dass Inge einmal eine Kuh gemolken hat, die Milch in einer Vesperflasche sammelte und wir auf dem Kutschwagen genüsslich davon getrunken haben. Da sie keine Puppe hatte, spielten

wir gemeinsam mit meiner Puppe, wie dies Bild aus dem Straßengraben in der Nachbarschaft zeigt.



*Obere Reihe: Martha Schmetzer, Onkel Adolf Lamprecht, Hilla Lamprecht, Lotte und Franz Lamprecht, gerade in Urlaub aus Afrika.
Unten davor: meine Freundin Inge Lamprecht und ich.*

Familie Kalweit

Unsere Nachbarn Kalweit hatten sieben oder acht Kinder. Genau weiß ich es nicht mehr. Jedenfalls hatte Tante Anna das Mutterverdienstkreuz von Hitler bekommen. Dadurch bekam sie auch mehr auf ihre Kleiderkarte zu kaufen. Kleiderstoff sofort für alle Mädchen. Und das gleich auch für mich mit, weil ich sonst meine Mutter ganz schön bedrängt haben würde: Ich wollte doch auch ein neues Kleid! Es war ein roter Taftstoff mit kleinen weißen Streublümchen.

Frau Sturm, die Schneiderin

Also gingen Frau Kalweit und ich zur Schneiderin, einer alten Frau, die mit ihren Ziegen und Katzen ziemlich einsam wohnte. In ihrem Knusperhäuschen war ein heilloses Durcheinander. Die Ziegen konnten vom Stall gleich bis ins Wohnzimmer gucken. Neue Kleider wollte ich immer haben, aber nie anprobieren. Ich konnte nicht so lange auf einer Stelle stehen. Frau Sturm (ich glaube so hieß sie) kam dann auch noch so nah an mein Gesicht heran, die Stecknadeln zwischen den Zähnen, und summte dazu das Lied: „Für eine Nacht voller Seligkeit, da geb’ ich alles hin, denn ich verschenk’ mein Herz nur dann, wenn ich in Stimmung bin“. Ja, sie war schon ein Original



Hier trage ich bereits mein Blümchen Kleid, umrahmt von Grete Kalweit, Lieschen Huff, vh. Uhlenwinkel, Hilla Lamprecht und Helga Lichtenberg aus Berlin (von links).

16 Es riecht nach Aufbruch

Eines Tages, als ich in Kummeln aus der Schule kam, unterhielten sich die Älteren über das Packen und Verschicken. Mein Vetter Rudi fragte mich: „Habt ihr auch schon gepackt? Unser Reisekorb steht schon im Stall, unter Stroh versteckt! Hast du noch nicht gehört, dass die Russen kommen? Wir müssen weg! Zuhause sagte ich dann zu meiner Mutter so richtig sensationslustig: „Mama, alle packen schon. Wann packen wir?“ Keiner durfte damals vom andern wissen, denn das wurde als Miss-
trauen gegenüber dem Führer ausgelegt. Also musste das alles heimlich geschehen, weil keiner dem andern trauen konnte. Abends sahen wir schon oft Leuchtteppiche in Richtung Gumbinnen aufsteigen, die feindliche Bomber vor ihren Angriffen als Markierung des Zieles minutenlang in der Luft schweben ließen. Als der Nachthimmel wieder einmal so hell war, nahm meine Mutter mich mitsamt dem Bettzeug aus dem Bett, legte alles auf die Fensterbank und sagte: „Komm, wir gucken uns das an!“ Alles war erleuchtet, und ich war begeistert und meinte: „So viele ‚Lesezeichen‘ am Himmel habe ich noch nie gesehen!“ Man spürte, wie sich die Unruhe im Dorf breit machte. Alle waren damit beschäftigt zu packen, zu verstecken oder zu vergraben. Man tröstete sich damit, dass die Älteren ja schon im 1. Weltkrieg flüchten mussten, aber nach ein paar Wochen wieder nach Hause zurückkehren durften.

Oma Schmetzer erzählte mir bei dieser Gelegenheit, dass mein Vater – er ist 1913 geboren – ein halbes Jahr alt war, als sie damals aufbrechen mussten. Sie hat ihn unterwegs in einem Pferdeeimern baden und mit Stutenmilch ernähren müssen. Und Oma Stepputat erinnerte sich, wie die Menschen über Felder gingen, die mit Leichen übersät waren. Sie schnitten den Toten manches Mal die Finger ab, um an die Ringe zu kommen. Man sagte, es seien tote Juden. Schreckliche Dinge müssen da geschehen sein von Menschen, die der Krieg enthemmt hat. Bei Lamprechts auf dem Hof lagen schon viele Soldaten, die auf ihren nächsten Einsatz warteten. Sie schlachteten viele Tiere, Gänse, Enten, Schweine, um das Fleisch zu ihren Angehörigen in den Westen zu schicken, wo viel Hunger in den Städten herrschte. In so einem Paket ist unsere Wanduhr, die im Wohnzimmer hing, in den Westen bis nach Warburg gelangt. So wurde sie, als wir schließlich in Germete bei Warburg untergekommen waren, zum einzigen Erinnerungsstück aus der Heimat. Inzwischen gibt sie bei meiner Schwester Christel in Berlin-Kreuzberg die Zeit an. In unserm Dorf Kummeln gab es ein Birkenwäldchen, in dem eines Tages ein abgeschossener Flieger mit seinem Fallschirm landete. Der Gefangene wurde auf den Hof gebracht und musste seine Habseligkeiten ausbreiten. Ich sehe heute noch das lange Rasiermesser, das in seinem Besitz war. Man lud ihn schließlich in ein Militärauto, um ihn nach Kattenau zum Verhör zu bringen. Da der Fahrer den direkten Nebenweg dorthin nicht kannte, bot sich meine ortskundige Mutter als Führerin an. In meiner Angst schrie ich jammernd hinter ihr her, weil ich befürchtete, sie nie wieder zu sehen. In meinem Kummer rannte ich ins Feld hinaus, wo eine große Menge weißer Zettel auf dem Boden verstreut herum lagen. Ich sammelte so viel ich konnte davon auf und brachte sie zu den Soldaten. Als einer von ihnen das Flugblatt, denn darum handelte es sich ja, gelesen hatte, bekam ich eine Ohrfeige: „Wo hast du das Zeug her“, herrschte er mich an. „Weißt du, was darauf steht?“

„Steckt eure Nase ins Gras, wir kommen morgen mit Gas!“

Eine schreckliche Nachricht! Die Nacht danach war sehr gespenstisch. Ich hatte große Angst und konnte nicht schlafen.

*Lamprechts, im Wagen auf dem Weg zur Kirche nach Kattenau
Wenn einer gesund auf Urlaub kam, fuhr man zum Abendmahl!*



17 Flucht Teil I am 20. Oktober 1944¹⁷: Von Ohldorf bis nach Schwirgstein bei Hohenstein in Masuren

Da die Zivilbevölkerung sich von nun an von den Soldaten getrennt aufhalten sollte, fuhr meine Mutter mit mir am nächsten Tag nach Ohldorf, drei Kilometer südlich von Gumbinnen, und brachte mich zu den Großeltern Stepputat, wo sie mich wieder allein zurück ließ. Unterwegs beschimpfte man uns, dass wir uns auf der Straße bewegten. Die waren doch für die Soldaten frei zu halten. Ob wir denn nicht wussten, dass der „Iwan“ schon ganz in der Nähe wäre, wurden wir gefragt.

Ich bin hier auch noch eine Zeit lang zur Schule gegangen, an die ich mich erinnere.

Als ich einmal mit meinem Schultornister auf dem Rücken zurück kam und mitten auf der freien Fläche des Hofes stand, kam ein feindliches russisches Flugzeug. Ich konnte nur bewegungslos dastehen und staunend in den Himmel blicken. Jemand riss mich plötzlich am Arm und zog mich in den Schutz des Stallgebäudes. Weil ich wie gelähmt dagestanden hatte und die Gefahr nicht realisiert hatte, bekam ich obendrein sogar noch eine Ohrfeige.

Mein Großeltern Stepputat waren die ganze Zeit nicht untätig gewesen. Er hatte den Milchwagen, mit dem die viele Milch transportiert wurde, schon mit Weidenstöcken besteckt und darüber alle möglichen Läufer und „Flickerl“-Teppiche ausgebreitet, eine Art Teppich wie ihn die Salzburger bei ihrer Flucht vor dem katholischen Bischof 1732ff. mit hierhin gebracht haben müssen. Oma war dabei, ihre Siebensachen zusammen zu packen. Zusammen mit unserem Reisekorb aus Kummeln wurde alles auf den Wagen geladen. Sie hatte auch einen neuen Sack genommen und füllte ihn mit Speckseiten, Schinken, geräucherten Würsten. Ein großer Eimer Schmalz, Eingewecktes, warme Decken, Bettzeug, Stiefel, Schuhe. Mir hatte die Großmutter von der Schneiderin einen alten Soldatenmantel auftrennen lassen.



Die Ohldorfer Schule, in die ich ein paar Monate ging - heute

Die Großeltern hatten hinter dem Haus einen großen Gemüsegarten, in dem sie Tomaten, Kürbisse, Rote Beete und vieles mehr zogen. Hier saßen auch 10 Kaninchen in ihren Ställen. Da es jetzt getrocknete und geerbte Felle gab, bekam ich meinen Mantel mit drei von ihnen warm ausgefüttert gegen die strenge Kälte; außerdem eine passende Mütze und Handschuhe. So habe ich die ganze lange Fahrt mitten im ostpreußischen Winter nicht gefroren. Danke, liebe Oma, für deine Fürsorge!

¹⁷ Datum nach Auskunft von Brigitte Stewing, geb. Krieg <bstew@web.de>



Rechts: Das Deputantenhaus¹⁸ der Großeltern Stepputat heute – im Vordergrund die Brücke über die Rominte. Das Haus steht noch - heute dort eine große Ausnahme!

Ein paar Tage vorher hatte es einen großen Luftangriff auf Gumbinnen gegeben. Viele Bomben waren gefallen. In Ohldorf selbst hatten irgendwann Bauern und Landarbeiter in das tief eingeschnittene Flussufer der Rominte einen Bunker gebaut. Alle die aus der Umgebung, die noch in Ohldorf zurück geblieben waren, waren während des Angriffs zu diesem Bunker gelaufen. Plötzlich gab es ein furchtbares Knallen und Donnern. Der Bunker, der nur mit Holzplatten abgestützt war, brach in sich zusammen. Wir bekamen den aufgewirbelten Sand und Dreck in Gesicht, Ohren und Mund. Wir Kinder schrien in Todesangst alle durcheinander. Großvater hatte angenommen, dass der Angriff schon vorüber sei und war ins Haus zurück gegangen, das nur ein paar Schritte entfernt lag. Er stand gerade in der Haustür, als die Bombe einschlug. Durch den Luftdruck warf es ihn zurück bis in die Küche. Die Hauswand war später mit den Einschlägen von Bombensplittern übersät. Fensterscheiben waren zerstört. Gegenstände waren herumgewirbelt. Der Topf mit Milchsuppe, den Großmutter immer abends kochte, stand auf der Holzkiste, und der Aschenbecher vom Tisch war auf das Sofa geschleudert worden. Gott sei Dank! Wir sind alle mit einem großen Schrecken davon gekommen. Manchmal frage ich mich, während ich erzähle, immer wieder, ob mich nicht mein Gedächtnis trügt!? Beim Wiedersehens-Treffen der Gumbinner in deren Patenstadt Bielefeld begegnete mir ein Mann aus Ohldorf, der als 14-jähriger auch in diesem Bunker gesessen hatte und der alles bestätigte. „Herr Stepputat hätte tot sein können“, sagte er.

¹⁸ Deputant: Hilfskräfte in der Landwirtschaft, die sich den großen Bauern verdingten. Der Großvater hat häufig seinen „Dienstherren“ gewechselt!

Meine Mutter war an diesem Abend nach Gumbinnen ins Kino gegangen. Jetzt hatte ich wieder einmal große Angst um sie. Nach dem Angriff kam sie mit zerrissenem Kleid und Strümpfen zurück. Ihre Schuhe trug sie in der Hand. Sie war voll von all dem, was sie beim Angriff erlebt hatte. Von brennenden Häusern sprach sie und von toten Pferden, die auf den Straßen lagen. Nun wurde es wirklich Zeit, dass der Treck sich in Bewegung setzte. Meine Mutter verabschiedete sich von mir mit den Worten: „Du bleibst bei Oma und Opa. Ich fahre mit Grete Lamprecht nach Berlin, um eine Wohnung für uns zu suchen“. Das war natürlich wieder einmal nicht die Wahrheit. Sie war zwei Tage, bevor wir fliehen mussten, mit einem Onkel nach Berlin gefahren – so hatte sie gesagt – um dort Quartier zu besorgen. Durchs Rote Kreuz hat sie uns dann später in Masuren wiedergefunden.

Die Großeltern bewohnten die linke Seite des Deputantenhauses auf dem Bild, weil Großvater Melkermeister bei Bauer Krieg war. Voller Wehmut ging er in „seinen“ Stall, um sich mit Tränen in den Augen von seinem Vieh zu verabschieden. Auf dem Hof herrschte ein heilloses Durcheinander. Alle Tiere wurden in die Freiheit entlassen. Die Kaninchenställe standen offen, Tauben, Hühner, Zwerghühner, Schafe, Schweine, alle mussten von jetzt an für sich selber sorgen! Immer noch weiß ich, wie aufregend es für mich war, wenn ich mit Großvater auf den Dachboden in den Taubenstall gehen durfte. Wie dort im Taubenschlag die jungen Täubchen in ihren Nestern lagen. Das alles war so traurig! Großvater hoffte, dass wenigstens sein geliebter Schäferhund beim Militär gut behandelt würde.

Im Oktober hat dann der große Treck begonnen. Heimat Ade! Die Flüchtlinge sammelten sich Häuserweise. Wir waren bei den Leuten vom Bauern Krieg, der einen großen Hof am Rande der Rominte besaß, zudem eine Mühle. Es dauerte lange bis jeder seinen Platz im Treck gefunden hatte, den richtigen Wagen, mit dem er fahren sollte, den Leiterwagen oder gar die Kutsche. Denn als es losging, fuhr ich mit meiner Oma und wohl einer Köchin von Bauer Krieg ein ganzes Stück weit in einer Kutsche, einem sogenannten Landauer. Opa war mit seinem Milchwagen perfekt zur Stelle. Alle anderen Wagen wurden noch einmal durchgesehen, geölt und abgeschmiert. Die Zuverlässigkeit der hölzernen Deichseln, an die die Pferde angespannt wurden, war sehr wichtig. Jeder Wagen musste ja auch ein gewisses Quantum an Futter für die vorgespannten Pferde bei sich führen: Heu, Hafer, Stroh sollten wenigstens ein paar Tage reichen.



Links das Bild eines „Landauers“ aus besseren Zeiten aus dem Ort Russen, Kreis Ebenrode. Oma, die Köchin und ich durften also im Landauer fahren. Hiermit fuhren wir sehr vornehm! Wir saßen sehr beschützt in dem ringsum geschlossenen Fahrzeug. Vornehm, vornehm! Es wurde schließlich

schon dunkel. Links und rechts der Straße hoben Soldaten Schützengräben aus. Der Treck war ihnen natürlich im Wege.

Als sie dann noch den Landauer sahen, schrien sie: „Was treibt sich das Bonzenvolk noch auf der Straße herum? Werft den Wagen in den Graben!“ Oma drehte die Scheibe herunter und rief den Soldaten zu: „Soldootke, Soldootke, wir sind doch nur einfache Bauersleute und keine Nazibonzen. Drei meiner Söhne kämpften auch wie ihr an der Front. Zwei sind schon gefallen“. Man kann sich gut vorstellen, was es bedeutete, wenn wir immer wieder den Soldatenkolonnen begegneten, die sich mühsam durch den Flüchtlingsstrom ihren Weg bahnen mussten. Ich aber fing an zu weinen: „Oma, hier in diesem Wagen bleibe ich nicht! Ich will zu Opa auf den Milchwagen!“ Irgendwo in einer Scheune haben wir übernachtet, und am nächsten Morgen stiegen meine Oma und ich auch in den Milchwagen des Großvaters.

Diese ganze Misere aber brachte mir, dem 8-jährigen mutterlosen Mädchen, meine Lage zu Bewusstsein! So weinte ich bitterlich und rief immer wieder: „Einmal noch meine Mama sehen!“ Doch wochenlang war und blieb Mutter verschwunden und ging ihre eigenen Wege. Sie kehrte erst zurück, als die Familie – nach einer Art von Winterquartier in Schwirgstein bei Hohenstein – im Januar wieder weiterziehen musste. Bis dahin war die Ostfront ruhig geblieben! Die nächste Etappe der Flucht begann! Irgendwo in einer Scheune fanden wir für die erste Nacht ein Obdach



auf einem Bauernhof. Die Pferde wurden versorgt und wir fanden Platz im Kuhstall. Da ist es ja wenigstens schön warm. Oma machte mir ein Strohlager im Gang zurecht. Doch eine der Kühe kam man ihrem Maul immer so nahe an mein Gesicht heran, dass ich den Schleim bei jedem Muhen abbekam. Ich weinte und schrie: „Oma, hier bleibe ich nicht!“ Also ging meine Oma zu dem Bauern ins Haus und bat um ein anderes Lager für mich. So durften meine Kusine und ich in der Bauernküche vor dem Küchenschrank schlafen, Oma auf der Ofenbank und Opa auf dem Küchentisch.

Am nächsten Morgen wollte die Bauersfrau Frühstück machen, trat an den Küchenschrank, nahm ein ganzes Brot aus dem Brotfach. Da fiel es ihr aus der Hand und meiner Kusine auf den Kopf. Die schrie laut vor Schmerzen. Eine dicke Beule war nicht zu übersehen, die mit einer Messerklinge gekühlt und gedrückt wurde. Nach dem Frühstück waren die Männer gleich dabei, die Pferde zu versorgen und reisefertig zu machen. Alle stiegen auf die Wagen, und der Treck zog weiter Richtung Masuren. Diesmal saß ich von nun an mit meiner Oma auf den Milchwagen. Wo mag der Landauer mit jener Frau geblieben sein?

Von diesem Tage an hatte auch die Bettelei begonnen. Die Tiere mussten ja weiter versorgt werden. In meiner Erinnerung waren es 5 bis 6 Gespanne im Treck, um die es ging. Oma hatte keine Hemmungen, nach heißem Kaffee oder Milch zu fragen. Man wurde nicht immer freundlich empfangen. Obwohl wir ja fast alle „in einem Boot“ saßen, denn für die, die wir um Hilfe fragten, stand ja die Räumung oder der Befehl zur Flucht ebenfalls kurz bevor. Wir durften nur auf Nebenstraßen fahren. Die Hauptstraßen mussten für das Militär frei bleiben.

Diese Landstraßen waren aber doch sehr schmal. Ein Überholen war kaum möglich, auch wenn einer der Vorausfahrenden aus irgendeinem Grund nicht mehr weiterkam. Bei jedem Achsenbruch oder zerbrochenen Rad gab es einen Stau. Weiter ging es erst, wenn der Schaden behoben war!



Links: Luftaufnahme: Bombenteppiche

Manchmal ließ man den zerbrochenen Wagen einfach stehen und verteilte nur das Gepäck auf andere Wagen, die ja dadurch noch mehr belastet wurden. Dann gingen die Erwachsenen eine Zeit lang zu Fuß. Nur die Kinder durften fahren. Welch ein Chaos und Durcheinander. Von oben kamen auch die feindlichen Flugzeuge, die ganz tief die Straßen entlang flogen und mit ihren Bordkanonen feuerten. Wie ich schon sagte, buddelte sich das Militär links oder rechts ein und brachte seine Maschinengewehre in Position. Wir immer dazwischen. Gott sei Dank war es ja schon Herbst. So war der

Nebel des Morgens ein wirkliches Geschenk. Kam aber schließlich die Sonne durch, waren überall die Trecks in großer Gefahr. Das Schießen machte einen fürchterlichen Lärm. Der erste Gedanke danach: hat es jemanden getroffen? Oma fragte gleich: „Tut dir etwas weh?“ Opa auf dem Kutscherbock war ja besonders gefährdet. Von einem dieser Angriffe fanden wir hinterher ein Andenken! Als wir viel später in Borsdorf bei Leipzig in Sachsen angekommen waren und die Reste unserer Vorräte auf den Tisch kamen, hat Oma eines Tages auch den Schinken angeschnitten, der bis dahin oft vor unsern Füßen in einem großen Sack gelegen hatte. Als sie mit dem Messer schnitt, stieß sie auf einen Widerstand. Das Messer streikte. Sie fragte: Seit wann ist ein Stein im Schinken? Da war es eine Patronenkugel, die uns hätte treffen können! Sie bewahrte die Kugel noch lange in ihrem Portemonnaie auf. Opa war oft sehr leichtsinnig. Wenn er von seinem Bock aus etwas Brauchbares im Graben liegen sah, hielt er die Pferde an, stieg ab und sammelte z.B. Werkzeug ein. Sehr zum Ärger der Nachfolgenden im Treck, die dann im Stau warten mussten! Aber das waren hinterher tatsächlich oft Dinge, die wir oder ein anderer zu einer Reparatur dringend benötigten. Opa ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen, er war ja auch schwerhörig. So hatte ein jeder Tag seine speziellen Abenteuer. Wo werden wir schlafen? Wer gibt uns etwas Warmes zu trinken? Wo können wir die Pferde versorgen und die Wagen unterstellen?

Eines Abends – es war stockdunkel auf einem Hof und Licht durfte nicht angemacht werden – gingen wir in eins der Gebäude und landeten in einem Kornspeicher. Der ganze Boden lag voll Getreide. Wir waren aber so müde, dass wir uns einfach in eine Decke wickelten und zu schlafen versuchten. Soldaten und gefangene Russen schlichen herum. Oma konnte nicht schlafen und ging weinend herum bis sie auf einen Soldaten traf, dem sie ihre Geschichte erzählte:

„Ich habe zwei Söhne im Krieg verloren ...“ usw. Der antwortete ihr jedoch: „Mütterchen, wenn Sie hier noch rauskommen wollen, dann spannen Sie an und machen, dass Sie fortkommen, solange es noch dunkel ist!“

Sie ging schnell und flüsterte dem Gehörten Opa ins Ohr. Der ging sogleich und tat, was der Soldat empfohlen hatte. Ich weiß nicht mehr, wie viele von unserem Treck sich angeschlossen haben. Alles war so gespenstisch! Auf dem Hof gab es zum Beispiel einen Ziehbrunnen, hinter dem sich russische Kriegsgefangene versteckt hatten. Der Soldat sagte noch einmal:

„Hier kommen Sie nicht mehr weg! Da muss schon ein Wunder geschehen!“ Doch der Russe wurde noch einmal zurück geschlagen, und die Front beruhigte sich. Es tut mir heute noch Leid, dass ich nicht noch einmal nach all diesen Ereignissen gefragt habe, solange Opa und Oma noch lebten. Aber – was ist schon Zeit für ein Kind im Alter von acht Jahren!

Ende Oktober kamen wir in Masuren an und blieben da bis Mitte Januar. Wir wurden auf einem kleinen Bauernhof in Schwirgstein, nahe bei Hohenstein gelegen, einquartiert. Die Bauersleute waren sehr nett. Wir bekamen ein Zimmer mit zwei Fenstern, in dem zwei Betten standen, außerdem ein Tisch, zwei Stühle und ein Kachelofen, um den herum es eine Ofenbank gab. An einen Schrank erinnere ich mich nicht. Oma durfte in die Familienküche gehen und dort ihren Topf mit auf die Flamme stellen. So bekamen auch wir etwas Warmes zu essen. Auch hier bin ich wieder etwa drei Monate zur Schule gegangen.



Ausschnitt aus einer heutigen zweisprachigen Karte für Touristen: Der Ort Schwirgstein liegt in der Mitte / rechts

Hier saß ich nun abends oft mit Oma am Kachelofen, wo sie mir das Stricken beibrachte. Wir hatten ja eine Menge Schafwolle von unseren Schafen mitgenommen. Also nahm ich mir vor, für meinen kleinen Vetter in Berlin (Romeikat) einen Schal zu stricken. Er wurde aber nie fertig, weil ich viel zu feste Maschen gestrickt habe. So musste Oma erst immer wieder die Nadeln von der Wolle „befreien“. Oma jedoch ging diese Arbeit schnell von der Hand, sodass ich in diesem besonders kalten Winter 1944 warme Wollstrümpfe anzuziehen hatte. Die kratzten natürlich fürchterlich.



Manches mal saßen die Ohldorfer, die mitgekommen waren, in der Dunkelheit in irgendeiner Stube zusammen. Ich musste ja immer mit und schlief dann irgendwo in irgendeinem Bett ein. Das Erzählen und Debattieren war ja auch langweilig für mich. Spiele gab es keine, mit denen man sich hätte beschäftigen können. Meine Puppe Hannelore war schon von Kummeln aus in einem Paket nach Stendal verschickt worden, wo sie aber nie angekommen ist. Als sie versandt wurde, habe ich sehr gejammert. Da sagte meine Mutter: „Was haben die Menschen in diesem Krieg alles verloren. Und du jammerst um eine Puppe!“ Eines Abends, als die Ohldorfer Bauern wieder einmal zusammen saßen, haben einige beschlossen, mit dem Motorrad und Beiwagen noch einmal zurück nach Ohldorf zu fahren. Opa wollte seinen getrockneten Tabak vom Dachboden holen, den er selbst angebaut hatte. Oma und die andern Frauen regten sich furchtbar darüber auf. Nun sind wir ohne Schaden bis hierher gekommen, und ihr wollt noch einmal zurück. Aber die Männer fuhren doch! Alle waren sehr froh, dass sie gesund wieder kamen! Es gab viel zu erzählen. Sie waren sehr zornig auf die deutschen Soldaten, die in ihren Häusern wie die Vandalen gehaust hatten. Denn die Russen waren noch nicht einmarschiert gewesen. Papas Kleiderschrank mit Anzügen und Trauersachen war ausgeräumt worden, nur noch leere Kleiderbügel! Schafe, Hühner und Schweine waren geschlachtet. Die Nähmaschine meiner Mutter stand draußen im Freien auf dem Hof. Sie hatte ihnen als Ablagegestell für die Gedärme der geschlachteten Tiere gedient. Alle Federbetten waren aufgeschlitzt, so dass die Federn in der Gegend herum flogen. Den eigenen Leuten hatten sie bisher so etwas nicht zugeutraut. Was Opa mit zurück gebracht hatte, weiß ich nicht mehr.

Oma jedenfalls bekam eine Augenentzündung und musste ein paar Tage eine schwarze Augenklappe tragen. Jetzt musste ich sie führen, abends im Dunkeln etwa über den Hof zu einem Plumpsklo. Ich war ein Kind und machte mir einen Spaß daraus, sie erst einmal in alle möglichen Ställe oder in die Scheune zu führen. Ich dachte mir etwas aus, wenn ich murmelte: „Nein, hier war das Klo ja gar nicht!“ Oma hat den Ulk mitgemacht und gelacht: „Na, wo führst du mich denn jetzt hin!“ Da der Krieg sozusagen eine Winterpause machte, mussten wir Flüchtlings-kinder auch zur Schule gehen. Noch keiner von den Klassenkameraden hatte von einem Mädchen-namen ‚Toni‘ gehört. So musste ich viel Hänselei ertragen. Das gefiel mir gar nicht. Es waren ja auch lauter fremde Kinder, die uns gar nicht nett behandelten. Ich wusste mein Geburtsdatum nicht und wurde deswegen sofort schallend ausgelacht.

Dann hängten sie sich an meinem mit Kaninchenfellen besetzten Mantel und machten sich lustig darüber: „Kommst du aus Sibirien?“



Außerdem hatte ich Holzklumpen (Holzschuhe) an. Da die Straßen hart gefroren und verschneit waren, konnte man mich schon von weitem hören. So klapperten die

„Schlorren“! „Ach, Tonke kommt nach Hause!“



Bild: Ich, heute, vor der zum Wohnhaus umgebauten damaligen Schule

Am nächsten Tag war ich krank und musste nicht zur Schule: Gott sei Dank! Ja, so erlebten wir den masurischen Winter bis nach Weihnachten 1944.

Heiligabend durften wir zu den Bauersleuten in die Küche kommen und ein bisschen mitfeiern. Da stand zwar ein Tannenbaum, aber – in dieser Zeit – kein Geschenk. Es sei denn, Oma hätte mir noch ein Paar der kratzbürstigen Strümpfe gestrickt, die ich immer nur unter Geschrei anzog. Nach den Weihnachtsfeiertagen ging Oma die drei Kilometer zu Fuß nach Hohenstein. Als sie zurück kam, war sie sehr aufgeregt und sagte: „Vaoderke, heer mol, ek glow, ek heb unsere Martha gesehne! „Du spennst!““, antwortete der Opa. „I wo, wo warscht du unsere Martha gesehne habe?!“

18 Flucht Teil 2, am 20.(?) Januar 1945: Von Schwirgstein über Stendal nach Borsdorf bei Leipzig



Ein paar Tage später – ich war wieder zur Schule gegangen – sagte eine Mitschülerin zu mir: „Ich soll dich schön von deiner Mutter grüßen!“ „Nein“, entgegnete ich, „das ist nicht meine Oma!“ Aber sie blieb dabei: „Es war deine Mutter, die dich grüßen läßt! Sie hat gefragt, ob wir eine Toni in der Schule hätten, da habe ich ‚ja‘ gesagt!“ Als ich nach Hause kam, saß meine Mutter an der Nähmaschine und nähte. Diesen Augenblick werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Also – Oma hatte sie doch in Hohenstein gesehen! *Schwirgstein bei Hohenstein lag auf diese Karte übertragen etwas unterhalb des 2. roten Pfeils (von oben gerechnet*

Am nächsten Tag gingen wir gemeinsam nach Hohenstein in ein Lokal zum Essen. Es waren auch deutsche Soldaten in dem Raum. Es gab Frikadellen und Wiener Würstchen. Dazu musste etwas von der Lebensmittelkarte abgeschnitten werden. Ich bekam Kartoffeln und einen Klops, ein Soldat an unserem Tisch Erbsensuppe und Wiener Würstchen. Darauf ich zu meiner Mutter: „Der Soldat ist bestimmt mit dem Lokal verwandt, der kriegt Würstchen und ich nur einen Klops“. Alles lachte.

Mit dem Kommen meiner Mutter kamen auch aufregende Nachrichten in unser Schwirgsteiner Leben. Sie sagte: immer näher. Jetzt fahren noch Züge ins ‚Reich‘. Also, packt eure Sachen, wir fahren vom Hohensteiner Bahnhof mit dem Zug!“ Es herrschte große Aufregung im ganzen Dorf. Opa wollte dableiben, weil er Pferd und Wagen nicht allein zurück lassen wollte. Im Dorf aber hatte der Förster das Sagen. Bevor der nicht die Anweisung von höherer Stelle bekam, durfte keiner das Dorf verlassen. Meine Mutter bekam heftigen Krach mit ihm, aber setzte sich am Ende durch. „Wir fahren, ob Sie das genehmigen oder nicht. Aus!“ sagte sie. Der ganze Ohldorfer Treck war in Aufruhr.



Russische Soldaten und Panzer auf dem Marktplatz in Frauenburg

„Wir müssen, wenn wir den Russen nicht in die Hände fallen wollen, so schnell wie möglich weg von hier! Die Front kommt Was soll aus den Pferden werden? Wer wird ihnen Futter geben? Unsere Bäuerin holte ein Huhn nach dem andern aus dem Stall und wollte sie schlachten. Aber dann fühlte sie nach: „Das hat ja noch ein Ei!“ und brachte es wieder in den Stall zurück. Opa sagte nur zu ihr, sie hätte keine Zeit mehr zu warten, bis das Ei gelegt wäre! Danach saß sie vor dem Ofen und verbrannte die Nazi-Uniform ihres Mannes. Ich sah dabei neugierig ins Feuer und meinte nur zu Oma:

„Oma, warum verbrennt die den Anzug? Der war doch noch ganz gut!“

Inzwischen hatten wir unsere Habseligkeiten zusammen gepackt. Ein Reisekorb wurde mit der Bahn aufgegeben. Wohin? Leider ist er nie angekommen! Am nächsten Morgen brachte uns ein polnischer Fremdarbeiter, der auf dem Hof arbeitete, mit Pferd und Wagen in der Dunkelheit zum Bahnhof von Hohenstein. Es war ein eiskalter Wintermorgen. In der Nacht hatte es geschneit. Als wir die ca. drei Kilometer gefahren waren und am Bahnhof ankamen, waren alle Fahrkartenschalter geschlossen und das ganze Gebäude mit Flüchtlingen überfüllt. Eine junge Frau lag auf dem blanken, kalten Boden, weil es für sie Zeit zur Entbindung war.

Was andere über eine Zugfahrt bei der Flucht berichteten ...



Trotz ständigen Vorrückens der sowjetischen Truppen im Rahmen der am 13. Januar 1945 begonnenen Winteroffensive durften bei Androhung von Strafen weder Fluchtvorbereitungen getroffen, noch die Flucht selbst angetreten werden. Eine vorsorgliche Evakuierung der Bevölkerung gab es nicht, so dass die Menschen schließlich mit den schnell vorstoßenden russischen Einheiten im Nacken überstürzt ihre Wohnungen, Häuser und Höfe verlassen mussten. Die Kreisleitung der NSDAP im Kreis Osterode, (wohin auch die Ohldorfer geflüchtet waren) sprach noch am Abend des 19. Januar 1945, als bereits russische Truppen in das südliche Kreisgebiet eingedrungen waren, ein Fluchtverbot aus. Aber bereits nachts und am folgenden Tag wurde dann die Flucht der Bevölkerung befohlen. Die flüchtenden

Menschen versuchten wegen der drohenden Einkesselung Ostpreußens im Treck oder mit den letzten Zügen die rettenden Häfen in der Danziger Bucht zu erreichen. Vom 19. - 21. Januar gingen von den Bahnhöfen Osterode, Hohenstein, Gilgenburg und Liebemühl mehrere Flüchtlingstransporte der Deutschen Reichsbahn ab, die – im Januar bei Minusgraden – bis auf die Trittbretter überfüllt waren. Die Züge mussten, auch nachts, auf Sicht gefahren werden. Alle Signale standen auf ‚Freie Fahrt‘. Und da die Stellwerke in den Bahnhöfen nicht mehr besetzt waren, musste einer in den Bahnhöfen aussteigen, um evtl. von Hand die Weichen zu stellen. Bei einem solchen Halt, wird berichtet, haben Menschen mit einer Taschenlampe nachfolgende Züge gewarnt und zum Halten gebracht. [Diesen Weg¹⁹ wird auch der Zug genommen haben, in dem Martha Schmetzer, Toni und ihre Eltern ab Königsberg saßen. Wie viele Menschen sind dort wohl hoffnungslos zurück geblieben?

¹⁹ Quelle: Heinz Timreck, E-Mail in der Ostpreußenliste: Züge, die am 20. Januar 1945 von Hohenstein abgefahren sind, haben sicherlich die nördliche Strecke über Osterode – Marienburg – Dirschau genommen und sind dann die pommersche Küste entlang gefahren. Die südliche Strecke über Deutsch Eylau – Thorn – Posen – Frankfurt/Oder dürfte nicht mehr befahrbar gewesen sein, denn am 21. Januar 1945 wurde bereits Allenstein von den Russen eingenommen. Der noch vorhandene Zugverkehr ins Reich führte demnach über die nördliche Strecke und wurde nach dem 22. Januar 1945 eingestellt.



Welches große Glück die kleine Schmetzer Familie hatte, kann man erst nachempfinden, wenn man hört, dass in der Nacht auf den 23. Januar im Bahnhof Grünhagen ein Flüchtlingszug auf einen stehenden Lazarettzug aufgeföhren ist. (Grünhagen liegt in der Mitte der Bahnstrecke von Mohrungen nach Preußisch-Holland.) Zwischen vielen Toten und stöhnnenden Verletzten umstanden dort tausende Menschen die Züge auf den hohen Bahngleisen und mussten schließlich vor dem Beschuss durch russische Truppen im hohen Schnee zu entkommen versuchen – aussichtslos.]

In Hohenstein warteten wir immer noch auf die letzten Züge, die uns Richtung Westen bringen sollten. Aber nichts bewegte sich. Nichts deutete darauf hin, dass hier noch ein Zug

kommen würde. Abseits der Bahnsteige auf einem der Gütergleise stand ein Zug, in dem sich verwundete Soldaten befanden. Meine Mutter ging, mutig und couragiert wie sie war, an diesen Zug heran. Ein Soldat sah aus einem Abteil heraus und sagte: „Hier sind nur verwundete Soldaten, die von der Front kommen. Aber für so eine hübsche Frau haben wir noch Platz!“ Darauf meine Mutter: „Ich bin aber nicht allein. Dort stehen noch meine Eltern und meine 8jährige Tochter!“ *Bild: Der Bahnhof von Hohenstein heute – Blick auf die gegenüberliegende Seite, wo der Zug stand*

Sie verhandelte zäh, und so ließen sie sich endlich darauf ein, auch uns mit herein zu lassen und sagten: „Machen Sie es nicht so auffällig und steigen Sie schnell ein. Wohin die Reise geht, wissen wir auch nicht, aber auf keinen Fall an die Front!“ Das war unser Glück! Wir mögen die Einzigen gewesen sein, die von hier noch weggekommen sind. Der Zug fuhr auf abenteuerlichen Wegen, mal vor und zurück, je nachdem, wie unterwegs die Strecken durch Feindeinwirkungen beschädigt und unterbrochen waren. Manchmal mussten wir dann warten, bis die Gleise nach einem Bombenabwurf wieder repariert waren. Solange waren wir schutzlos den Tieffliegern ausgeliefert. Aber – Gott sei dank – wir sind noch heil herausgekommen.

Wir föhren zuerst nach Königsberg. Der ganze Bahnhof war überflutet von Militär und Flüchtlingen. Keiner wollte bei Luftalarm in den Bunker gehen aus lauter Angst, dass in der Zwischenzeit ein Zug käme, und wir nicht einsteigen könnten. Schreckliche Situationen: Mütter reichten ihre Babies durch die Abteiffenster, weil sie annahmen, sie kämen auch noch hinein. Aber – dann fuhr der Zug ohne sie ab! Ich erinnere mich an die Fahrtstrecke nicht mehr. Unser Zug wird schließlich weiter über Elbing, Danzig und dann die Pommersche Küste entlang Richtung Berlin geföhren sein.

Wir saßen schließlich in einem Abteil, in dem Säuglinge die ganz Nacht schrien. Ich erinnere mich, dass irgendwer schließlich einen Spirituskocher auspackte und Milch warm machte. Ich durfte auch so einen Kocher festhalten. Das Schreien der Kinder kann ich nie mehr vergessen!

Es gab auch jetzt noch Menschen, die weiter an den „Endsieg des Führers“ glaubten, wie die Propaganda weiter und weiter verkündete. Wie ist es sonst zu erklären, dass tatsächlich einige Mütter bei einem Halt ihre Säuglinge beim Roten Kreuz abgaben. Frauen nahmen sie in Empfang. Kein Wunder, dass nach dem Krieg noch jahrelang Eltern ihre Kinder suchten, bei diesem Wirrwarr. Das Ziel meiner Mutter war Berlin. Auf der ganzen Fahrt griffen Tiefflieger immer wieder unseren Zug an, um den Kessel der Lokomotive zu zerschließen und dann Bomben unter die flüchtenden Reisenden zu werfen.



Schließlich gelangten wir Vier nach Stendal, wo ein Soldat wohnte, mit dem meine Mutter zuhause zusammen gewesen war. Um ihm zu begegnen, wohnten wir also einige Wochen in Stendal nahe des Bahnhofs in der Blumenstrasse. Der Soldat, der einen Hof in der Nähe besaß, wollte aber nichts mehr von ihr wissen. So mussten wir weiter ziehen.

So war es ein Glück, dass wir eine Nachricht von unseren Nachbarn und Freunden Lamprecht bekamen, die mit uns in Kummeln gewohnt hatten. Sie meldeten sich aus Zweenfurth bei Leipzig in Sachsen. Bis heute noch sind wir mit den Töchtern Lamprecht befreundet und waren damals froh, dass wir uns wiedergefunden hatten. Gemeinsam haben wir dann in Borsdorf bei Leipzig das Ende des Krieges erlebt. In Sachsen waren zuerst die Amerikaner eingetrückt, die dann das eroberte Land den Russen überließen.



Das Haus in Borsdorf heute. Unsere Wohnung lag im Erdgeschoss, das vierte und fünfte Fenster rechts vom großen Tor

Ich habe mich seinerzeit dann mit einer Tochter vom Remmler-Hof angefreundet. Der Kontakt zu ihr ist die ganze DDR-Zeit nie abgerissen. In Borsdorf haben wir sehr gehungert. Ich erinnere mich, dass meine Mutter zur Kommandantur ging, um zu protestieren. Ein russischer Offizier fragte nach ihrem Anliegen. Sie: „Wir hungern!“ Da kam er bald darauf zu Pferd geritten und brachte uns ein Brot vorbei. Die Großeltern Stepputat sind bis an ihr Lebensende in Sachsen geblieben, weil ihr Sohn Fritz, der lange als vermisst galt, ja dort plötzlich vor der Tür gestanden hatte. Großmutter Stepputat ist über 90 Jahre alt geworden und war dort in der Küche von Bauer Remmler bis zur Erreichung der Rente tätig, während der Großvater in Zweenfurth bei Borsdorf viele Jahre das Vieh mit viel Liebe, in großer Sauberkeit und Ordnung versorgt hat. Schließlich war er als Bademeister für das dörfliche „Badehaus“, in dem die öffentlichen Badewannen standen, verantwortlich. Nun liegen beide Großeltern dort auf dem Friedhof und haben ihre Ruhe und ihren Frieden gefunden.

zuerst fragte nach ihrem Anliegen. Sie: „Wir hungern!“ Da kam er bald darauf zu Pferd geritten und brachte uns ein Brot vorbei. Die Großeltern Stepputat sind bis an ihr Lebensende in Sachsen geblieben, weil ihr Sohn Fritz, der lange als vermisst galt, ja dort plötzlich vor der Tür gestanden hatte. Großmutter Stepputat ist über 90 Jahre alt geworden und war dort in der Küche von Bauer Remmler bis zur Erreichung der Rente tätig, während der Großvater in Zweenfurth bei Borsdorf viele Jahre das Vieh mit viel Liebe, in großer Sauberkeit und Ordnung versorgt hat. Schließlich war er als Bademeister für das dörfliche „Badehaus“, in dem die öffentlichen Badewannen standen, verantwortlich. Nun liegen beide Großeltern dort auf dem Friedhof und haben ihre Ruhe und ihren Frieden gefunden.

19 Schwarz über die Grenze in den Westen Über Warburg bis nach Germete

Da sich aber bei Leipzig alles nicht wirklich besserte, sind wir im Oktober 1945 schwarz auf sehr abenteuerliche Weise über die Grenze in den Westen gegangen.

An der Grenze hatten Russen uns aufgegriffen und mit vielen andern auf einem eingezäunten Friedhof eingesperrt! Gott sei dank ließen sie uns aber in der Dunkelheit

weiterziehen. So kamen wir endlich im Herbst 1946 in Warburg an.

In Warburg war die Lamprechts Tochter Lotte gelandet, die ihren Mann noch in Gumbinnen, Ostpreußen, geheiratet hatte und jetzt mit ihm in Warburg lebte. So fuhren wir alle – Frau Lamprecht mit den übrigen vier



Ansichten vom Dorf Germete

Töchtern, meine Mutter und ich – nach Warburg in Westfalen. Dort hausten wir erst einmal mit 9 Personen in einem Zimmer, bis sich alle eine neue Bleibe gesucht hatten. Lotte Lamprecht, erinnere ich mich, backte dann und wann Kartoffelpuffer. Aber mein Körper war das viele Fett nicht mehr gewohnt. Vielleicht war es auch nicht von besonderer Qualität. Manches Mal war es einfach Lebertran. Am nächsten Tag hatten wir Durchfall, der Arzt musste kommen und uns kurieren. Meine Mutter fand zunächst eine erste Arbeit bei einem alten Herrenfriseur in der Altstadt von Warburg, ca. 3 km zu Fuß. Ihm war vor kurzem die Frau gestorben. Wir sollten im Haus nichts berühren. Alles, Krüge, Zierdosen oder Geschirr, sollten so stehen und liegen bleiben, wie die Ehefrau es zuletzt hingelegt hatte! Er war so unangenehm, dass meine Mutter mit mir bis ins Dorf Germete zum Bauern Tillmann ging, in einen Ort, der heute auch durch seine Heilquelle bekannt ist („Germeta“). Hier lebten wir nun zu Zweit. Natürlich gingen die Gedanken oft zum Vater. Wir haben nach unserer Flucht und Vertreibung lange nichts von ihm gehört! Lebte er noch? Wo war er abgeblieben? War er gefallen oder in Gefangenschaft geraten? Niemand wusste etwas.

Inzwischen wollte meine Mutter wohl auch die Scheidung, die sie meinem Vater bereits ins „Feld“ - mitgeteilt hatte. 1947 erfuhren wir endlich durchs Rote Kreuz, dass mein Vater in der Nähe von Laboe in dem Dorf Brodersdorf/Schleswig-Holstein bei einem Bauern gelandet war. Lamprechts hatten die Suchanzeige aufgegeben!

Meine Mutter, energisch wie immer, packte also einen kleinen Koffer, und wir fuhren mit der Bahn nach Hamburg, wo wir eine Nacht in einem überirdischen Hochbunker auf einer Metall-Bettstelle schliefen, ohne Matratze und Decken und in einem stockdunklen Raum. Die Stadt Hamburg war ein einziger Trümmerhaufen, und über allem lag ein Geruch von Verwesung. Am nächsten Tag fuhren wir mit einem Schiff von Kiel aus weiter durch die Kieler Bucht bis nach Laboe.



Mein Vater war noch auf dem Feld, als wir auf dem Hof ankamen. Es waren noch einige andere Männer dort, die alle nach der englischen Kriegsgefangenschaft eine Bleibe und Arbeit gefunden hatten. Ich war so aufgeregt und gespannt, meinen Vater wieder zu sehen. Auf seinem Gesicht aber las ich mehr Verlegenheit und Staunen: "Na, wo kommt ihr der her?" Im Laufe

des Tages habe ich dann mitbekommen, dass mein Vater dort eine Freundin im Dorf hatte und nicht mit uns zurück wollte. Er sagte, er sei gebunden und fügte meiner Mutter gegenüber hinzu: Du wolltest dich doch scheiden lassen! Wir haben dann in einem kleinen Gasthof, der die "Die Tenne" hieß, übernachtet. Es war für mich eine schreckliche Nacht, weil meine Mutter die ganze Nacht laut weinte und ich nicht wusste, was ich machen sollte. Wir fuhren am nächsten Tag gleich wieder nach Warburg zurück. Meiner Mutter war es sehr peinlich, allein zurück zu kommen, weil das ganze Dorf doch nun wusste, dass mein Vater nicht mitgekommen war. Eines Tages aber kam dann doch ein Brief mit der Botschaft, dass er kommen würde. Die Freude war groß. Meine Mutter und ich bewohnten zu dieser Zeit ein einziges Zimmer, und nun musste auch noch Platz für Vater sein. Ich, die ich jahrelang mit meiner Mutter allein gelebt hatte, musste mich jetzt auf einen mir völlig fremd gewordenen Vater einstellen. Ich war inzwischen elf Jahre alt und konnte mich an seinen Kommiss-Ton gar nicht gewöhnen, zumal ich bereits in der Vorpubertät steckte. Mein Vater aber war krank an Leib und Seele aus dem Krieg zurück gekommen. Er war furchtbar gereizt und aufbrausend und außerdem verbittert, dass alles umsonst gewesen sein sollte. Hinzukam das beengte Wohnen. Keiner konnte dem anderen irgendwann einmal ausweichen. Es war manchmal die Hölle! Keiner hat sich damals vorstellen können, wie krank mein Vater wirklich war. Für seinen Zustand hat er viel zu schwere Arbeit auf sich genommen: Er arbeitete im Steinbruch, musste den Führerschein machen, um für die Gemeinde Gernete tätig zu sein, und trug die Säcke ins Kornhaus. Das Erzählen von Kriegsgeschichten aber ging immer noch weiter. Abends kamen die "Kriegshelden" und erzählten sich gegenseitig, wie es gewesen war. Ich fand als Kind ihr Erzählen sehr interessant und konnte nicht genug davon hören. Eines Abends habe ich dann meinen Vater gefragt: Papa, hast du schon einmal einen Russen erschossen? Da bekam ich zur Antwort: Ja, acht Russen habe ich erschossen! Der Hass auf die Russen, den sogenannten „Iwan“, war immer noch ungebrochen. Ich sehe meinen Vater noch wie gebannt am Radio sitzen, als der Aufstand am 17. Juni 1953 in Leipzig in der DDR stattfand. Mein Vater hatte damals auch große Angst vor der "gelben Gefahr", wenn erst die Chinesen kommen ...1948, gleich nach der Währungsreform, hatte mein Vater lange die fixe Idee, selbst ein Haus zu bauen, und legte einen 10 DM Schein nach dem anderen zur Seite. Die Familie aber hatte selbst kaum etwas zu beißen. Wenn meine Mutter wieder einmal etwas davon weggenommen hatte, weil das Haushaltsgeld nicht gereicht hatte, hing der ‚Hausseggen‘ wieder schief. Immer gab es deswegen auch Streit, wenn ich neue Schuhe brauchte, ein Kleid oder eine Jacke. "Die hat doch Kleider genug, die Schuhe passen ja noch" usw., sehr hart!!!

20 Meine Schwester Christel

Fast zu Weihnachten, genau am 18. Dezember 1947, wurde meine Schwester Christel geboren, und wir wohnten immer noch in einem Zimmer. Damals, nach dem Krieg, nannte man diese Kinder Wiedersehens-Kinder! Schließlich bekamen wir vom Wohnungsamt in Warburg noch ein kleines Zimmer im Nachbarhaus Koch gegenüber zur Verfügung gestellt, allerdings ohne Heizung. Da fanden sich dann ein geschenktes Bett, ein kleiner eintüriger Kleiderschrank und ein Regal, in dem Äpfel, Himbeersaft und auch Marmelade als Vorrat für den Winter untergebracht waren. Außerdem gab es noch einen Stuhl. An ein Nachtschränkchen kann ich mich nicht mehr erinnern. So konnte ich mich wenigstens im Sommer zurückziehen und zum Lesen ab und zu in das Zimmerchen ausweichen. Als meine Schwester größer wurde, stellte man ein Kinderbettchen ins Zimmer, und ich schlief mit ihr zusammen. Jeden Abend war es fortan meine Aufgabe zuzusehen, dass sie in den Schlaf kam. Das bedeutete, dass ich jeden Abend, ob Sommer oder Winter, mit dem kleinen Wesen gleichzeitig ins Bett zu gehen hatte. Wie gerne wäre ich, gerade im Sommer, noch draußen geblieben! Manchmal gelang es mir, mich ganz leise nach draußen zu schleichen, wenn sie eingeschlafen war, bevor ich selbst einschlief, obwohl die Diele immer so verräterisch knarnten. Ich dachte, sie sei nun endlich eingeschlafen. Aber dann hörte ich schon ihr Rufen: „Ton, Ton, wo gehst du hin?“ Ich sehe mich auch wintertags immer noch Christel in eine Decke, zusammen mit Flasche und Schnuller eingewickelt, über die Straße ins Koch'sche Haus tragen, wo sich unsere Schlafstelle befand. Und jeden Morgen lief das gleiche Spiel umgekehrt ab!

Christel war ein süßes, kleines Mädchen, sehr lebhaft und stets zu irgendeinem Schabernack aufgelegt. Ich gebe offen zu, dass ich nicht immer Lust hatte, sie aufzubewahren oder des Sonntags, wenn ich mit unserer Clique unterwegs sein woll-

te, sie auch noch mit zunehmen. Deswegen gab es oft Streit zwischen meiner Mutter und mir. Ich war ja auch eigentlich noch ein Kind und hatte sicher das Recht, nicht



stets in der Verantwortung sein zu müssen. Irgendwann konnten wir dann im Dorf in ein kleines Backsteinhaus umziehen, wo wir uns sehr reich vorkamen, weil wir etwas mehr Platz hatten. Außerdem hatten wir einen Stall, in dem wir uns ein Schwein halten konnten (Hühner auch?).



So haben wir uns in Germete eingelebt. Wir sind schließlich in das Haus von Engemanns eingezogen. *(Bild unten, Haus links, 1. Etage, die beiden Fenster rechts.)*



Sechs Jahre lang bin ich bis 1957 hier zur Schule gegangen. Wir haben gemeinsam viel erlebt: So marschierten wir als Klasse mit im Umzug beim Schützenfest.



Hier seht ihr mich im Theaterstück „Sterntaler“. Ich halte eine Scheibe Brot in der Hand und sage:
 „Nimm hin, mehr kann ich dir nicht geben, habe kaum selber genug zum Leben, Hab Müh und Plage alle morgen, muß für die vielen Kinder sorgen!“



Klassenbild: In der zweiten Reihe von oben (Mitte) stehe ich. Ganz rechts unser Lehrer Disse, dem ich viel zu verdanken habe.

Volksschul-Entlassungszeugnis

der

Volksschule Germete

für Toni Schmetzer
geboren am 27. 5. 1936 in Karmonen
zuletzt Schüler(in) der Klasse 4 (9. Jahrgang)
der obigen 4-klassigen Volksschule.

Die Entlassung erfolgt nach 8-jährigem Schulbesuch
mit nachstehendem Zeugnis.

Allgemeine Beurteilung:

Führung: sehr gut
Beteiligung am Unterricht: rege
Käuflicher Fleiß: gut
Der Schulbesuch war: regelmäßig

Leistungen:

Religion:	Naturkunde: befriedigend
a) Biblische Geschichte: sehr gut	Naturlehrer: befriedigend
b) Katechismus: sehr gut	Musik: gut
Deutsch:	Zeichnen u. Werken: gut
a) mündl. Ausdruck: gut	Wäbl. Handarbeiten: -
b) schriftl. Ausdruck: gut	Hauswirtschaft: -
Erkunde: gut	Schreiben: gut
Geschichte: befriedigend	Leibesübungen: gut
Rechnen: gut	Englisch: -
Kraumlehre: gut	

Bemerkungen: Die Schülerin wird mit dem
besten Wünschen für die Zukunft entlassen.

Germete, den 21. März 1951.

Der Schulleiter:

Disse



Der Klassenlehrer:

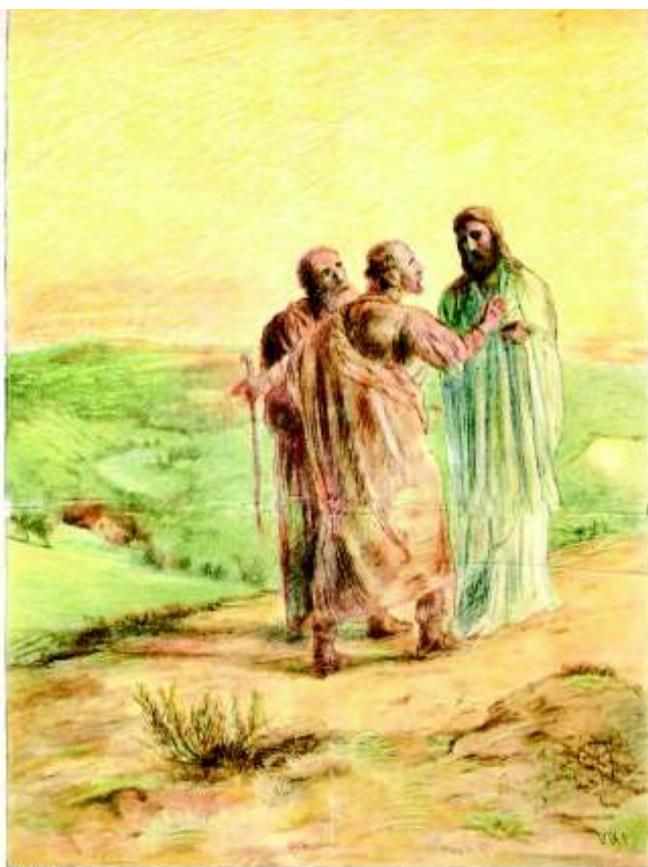
Disse



(Von oben):

1. Reihe: Mia Leifel; Franz Lamprecht; Vater Leifel; Frau Bickmann
2. Reihe: Else(?); Ehepaar Hein; 3. Reihe: (an der Wand) Margret Tillmann;
4. Reihe: Anni Jochheim; Marlies, Enkelin von Leifels; Hilla Lamprecht;
5. Reihe: Otto Schmetzer; Toni, die Konfirmandin; Martha Schmetzer.

Zum kirchlichen Unterricht durch Pfarrer Cremer musste ich 4 km nach Warburg zu Fuß gehen, durchs Stiepenwäldchen an der Diemel entlang. In unserer Konfirmandengruppe waren über 100 Konfirmanden, so dass unsere Konfirmation am 2. April 1950 in der Warburger Ev. Kirche mehrere Stunden gedauert hat.



W. Steinhausen

Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.

Toni Schmeiter

24, 15

geboren 27. Mai 1936 getauft 20. Aug. 1936 Konfirmiert am 2. April 1950

In der Evang. Kirche zu Wärburg
 Cremer, Pf.



Wie stolz ist die „Große“, wenn sie mit den Eltern ausgehen darf! Der Vater - ein guter Tänzer! - tanzt mit mir. Und - in der ersten Tracht aus Bethel!





Eine besondere Erinnerung auch der Weg an dem kleinen Diemel Fluss entlang, an dem - in der Nähe des Dorfes - der Vater eine Reihe Pappeln gepflanzt hat, die heute riesengroß sind.



Hochzeit in Rhoden bei Martha Lamprecht



In Warburg Martha und Christel



In Warburg Christel, Martha und Toni

21 Ein Brief von Arno Porsch, Karmohnen

Etwa 1995 erfuhren wir, dass es ein Buch über meinen Geburtsort gäbe, nämlich über das Dorf Karmohnen. Karl Ludwig schrieb daraufhin einen Brief an einen Herrn Arno Porsch und bekam am 10. Oktober 1995 folgende Antwort:

"Lieber Herr Höpker! Leider ist es mir nicht möglich, Ihnen mein geschriebenes Buch über Karmohnen zukommen zulassen – es ist schon seit längerer Zeit vergriffen. Auch in Bielefeld, unserer Patenstadt, sind keine Bücher mehr vorhanden. Wann und wo ein Nachdruck stattfindet, kann ich Ihnen leider nicht mitteilen. Da die Herstellung von mir auch vorfinanziert werden musste, fiel die Auflage ziemlich klein aus. „Sehr erstaunt war ich darüber zu lesen, dass Ihre Frau in unserem kleinen Dorf Karmohnen geboren wurde. Noch gut in Erinnerung sind mir die Eltern Ihrer Frau – und noch besser deren Eltern Stepputat. Die Familie Stepputat bewohnte eine Werkswohnung im Insthaus meines Vaters. Herr Stepputat betreute die Viehherde auf unserem landwirtschaftlichen Betrieb. Auch seine Frau ging ihm mitunter dabei fleißig zur Hand. Ihre Schwiegermutter Martha Schmetzer heiratete etwa September 1937. An die Hochzeit kann ich mich noch gut erinnern. Es war im Sommer und ein schöner, sonniger Tag. Am späten Abend veranstaltete die Hochzeitsgesellschaft eine Polonaise durch das Dorf. Vorn vor der Musik marschierte der Herr Stepputat, der seit dem Ersten Weltkrieg ein steifes Bein besaß, und führte den Hochzeitszug an.

Bald nach der Geburt Ihrer Frau (Toni) zog die Familie Schmetzer nach Plicken. Herr Stepputat und Frau schlossen sich den Schmetzers an und zogen mit der jungen Familie auch nach Plicken. Auf einem größeren Gut hatten sie dort Arbeit und eine Wohnung gefunden. Weil mein Vater Herrn Stepputat als gewissenhaften Viehpfleger schätzte, hätte er ihn gerne weiter auf dem Hof beschäftigt. Aber die Stepputats ließen sich nicht mehr umstimmen und zogen mit den jungen Schmetzers auch nach Plicken.

Nach etwa einem Jahr besuchte uns Herr Stepputat wieder und beklagt, sich über erhebliche Schwierigkeiten mit der Arbeitsstelle sowie über das enge Zusammenleben von jung und alt. Er bat meinen Vater, wieder in die alte Wohnung nach Karmohnen ziehen zu können und wollte auch die Viehherde wieder übernehmen. Doch die Werkswohnung und auch die Arbeitsstelle waren bereits wieder besetzt. Man verständigte sich darauf, dass er für eine Weile in unserem Hause ein Zimmer zur Benutzung erhielt. Einige wochenlang wohnten die Stepputats so bei uns, bis er wieder eine neue Arbeitsstelle mit Wohnung gefunden hatte. Wohin sie von uns verzogen waren, ist mir nicht mehr bekannt. Ihre Spuren verließen sich im Sande.

Auch in späteren Jahren haben wir von den beiden Stepputat nichts mehr gehört. Ebenso unbekannt ist mir das Schicksal von den Schwiegereltern Ihrer Frau. In meiner Ortskartei fehlen der Geburtsort und die Sterbedaten der Eheleute Friedrich und Auguste Schmetzer. Die Eheleute Schmetzer lebten bis zur Flucht in Karmohnen. Nach meiner Vermutung wurden sie im November 1944 nach Sachsen oder Thüringen evakuiert. Ihr Sohn Willi ist 1943 in Russland gefallen. Altersmäßig könnten Ihre Schwiegereltern auch heute noch leben? Das waren einige Angaben und Daten über das vergangene Umfeld Ihrer Frau Gemahlin.

Es täte mich schon interessieren, wie Ihre Frau aus dem kleinen Dorf Karmohnen bis nach Lippstadt gekommen ist. Ich hoffe doch, Sie mit meinen Aufzählungen aus der Vergangenheit nicht zu sehr gelangweilt zu haben? Damit möchte ich auch mein Schreiben beenden und mich herzlich für Ihre Zuschrift bedanken.

Viele Grüße übermittelt Ihnen und Ihrer Frau Arno Porst.

22 Meine Berufsausbildung beginnt



Unsere Vikarin hatte Kontakt zu einer neuen Schwesternschaft, die im benachbarten Ort Scherfede gegründet worden war. Auch kannte sie die dortige leitende Schwester Dore Schellenberg. Als ich sie traf, hat sie mich überzeugt, nach Bethel zu gehen und dort Schwester zu werden.

Da ich für diese Ausbildung noch zu jung war, habe ich also zur Vorbereitung einen andern Weg genommen. Vom Mutterhaus Sarepta in Bethel bei Bielefeld (*Bild oben*) wurde ich zuerst für ein Jahr als Hausgehilfin in das Betheler Krankenhaus Gilead geschickt. Vom April 1952 bis April 1953 besuchte ich dann die staatlich anerkannte Haushaltungsschule „Marthaschule“ in Bethel (*Bild unten*).





Marthaschülerinnen: X, Eva, Marie und Toni

Für den Übergang habe ich danach ein halbes Jahr in Herford geholfen, die erste neugegründete Pflegevorschule an den Start zu bringen. Im Frühjahr 1954 endlich hat mich das Mutterhaus Sarepta als Verbandsschwesternschülerin angenommen. Ein halbes Jahr blieb ich noch in Bethel, wo ich in der Bethelpflege bei Schwachsinnigen und Epileptikern eingesetzt war.



Danach aber wurde ich in dem Ev. Krankenhaus in Bünde entsandt, wo ich nacheinander auf allen Stationen im Haus Dienst tat.



Stationsküche (links) und (rechts) Vorbereitungsraum vom OP



Ebenfalls: Im Vorbereitungsraum mit Schwester Ruth Schnepel, links
 Von unserm Ausbildungskurs zum Schwesterexamen habe ich noch einige Bilder.
 Noch bis heute bin ich mit einigen Mitschwestern befreundet, besonders mit Gretel
 Höltge, später verheiratete (auf dem Bild unten, ganz links).





Verbände anlegen üben

Nach dem Ablauf von zwei Jahren am 5. November 1957 konnte ich mein Krankenschwesterexamen mit der Note ‚Sehr Gut‘ ablegen.



Unser Kurs: 2. von rechts Toni, 4. von rechts Gretel Höltge

Schon am Ende der Examenszeit hatte ich Karl Ludwig kennen gelernt. Aber, da ich intensiv lernen wollte, habe ich ihm mitgeteilt, dass ich noch eine Zeit lang warten wollte bis wir uns wiederssehen könnten. Er hat sich daran gehalten.

Hier ist heute Ende Ich hoffe: Fortsetzung folgt! Aber wann?